



24. Heft / 23. November 1911

## MAX SCHIPPEL · MAROKKOFRAGEN IN DER SOZIALDEMOKRATIE

**M**IT dem Genossen Däumig vom *Vorwärts* und vor der Elite der Berliner Parteigenossenschaft fing es an. Mit einer mehr als gründlichen, allseitigen Desavouierung jeglicher Sabotagepolitik (Sabotage gegen die Wahrung der deutschen, zugleich auch der internationalen Interessen in einem, sonst der schrankenlosesten Tunifizierung, das heißt Nationalisierung verfallenden Neuland) hört es nunmehr glücklich bei uns auf. Monatlang haben wir, wenn wir für den Frieden im allgemeinen demonstrierten, am meisten die friedienstörende deutsche Regierung dabei an den öffentlichen Pranger gestellt, und wir haben sie volkrederischerart gestäupt, daß man sich schier wundern muß, wie sie es überhaupt überstehen konnte. Und nicht nur, daß sie noch lebt, sondern jetzt am Schluß versichert unser Fraktionsredner (kein anderer als der Genosse Bebel) sogar, daß von dieser Regierung so ziemlich alles errungen worden sei, was sie erringen konnte, falls sie sich aus ihrer selbst vorgezeichneten und festgehaltenen friedfertigen Verhandlungsbahn nicht herausdrängen lassen wollte.<sup>1)</sup> Den ganzen Sommer hindurch verlangten wir kategorisch Einberufung des Reichstags, um einer solchen verworfenen Regierung das kriegsanzettelnde Handwerk durch eine vermeintlich pazifistische Volksvertretungsmehrheit gründlich ein für allemal zu legen. Jetzt merken sogar unsere Blindesten, daß die parlamentarischen Mehrheiten, wie sie nun einmal tatsächlich sind, nur dazu angetrieben haben würden den Bogen schärfer zu spannen und vielleicht verhängnisvoll zu überspannen, daß deshalb die außerordentliche Zusammenberufung des Reichstags durch die Regierung nur das eine bedeutet haben würde: Rückendeckung für ein nachdrücklicheres, aber auch gewagteres Vorgehen als es selbst die absolutistischste Leitung eines modernen Großstaats rein aus sich selber heraus heute zu riskieren vermag. Diese Mobilmachung des Parlaments wäre die erste Vorstufe zur folgenschwerern Mobilmachung der Flotte und Armee gewesen. Mit elementarerer Wucht kam diese überwiegende Stimmungsströmung in den großen bürgerlichen Parteien nochmals *post festum* am 9. November zum Durchbruch; man wundert sich fast, daß sie den

<sup>1)</sup> Das Marokkoabkommen selber wird in den *Sozialistischen Monatsheften* in den Rubriken *Politik und Kolonisation*, in diesem Band, pag 1540 ff. und 1572 ff., behandelt.

Reichskanzler nicht sofort wie einen hilflos verlassenen Greis hinwegspülte, und fast könnte man ihn nach seiner überraschend temperamentvollen Abwehr *mutiger Taten* im Sinn der *Linken* für fähig halten. So meinte denn schließlich Herr Bassermann, halb spöttisch, halb bedrückt: »Der einzige freundliche Kritiker [des Regierungsabkommens] war Herr Bebel...« Und durch die letztwöchentlichen diskreten Indiskretionen über das internationale Bureau klang es manchmal bereits deutlich vernehmbar hindurch: Eigentlich haben wir schon den ganzen Sommer lang nicht gegen sondern für die Regierung demonstriert.

Auf das falscheste Pferd setzte jedoch zu guter Letzt nochmals der *Vorwärts*, als er zu Ehren des weitblickenden, charakterfesten Herrn von Lindequist (des Heydebrand in der Regierung) über den »Balkandiplomaten« niederster Sorte<sup>2)</sup> von Kiderlen und Herrn von Bethmann herfiel:

»Die Herren von Bethmann und Kiderlen sind selbstherrliche Autokraten, ihre Politik für das deutsche Volk eine Schickung des Himmels wie Pest oder Teuerung. . . . Sie haben eine so miserable Politik gemacht, daß es nicht länger mit der politischen Ehre verträglich war einer solchen Regierung anzugehören. Deshalb der Rücktritt. . . . Es war ein Mann von Charakter darunter. Und das hat nun zur Katastrophe geführt. Herr von Lindequist hat seine Demission gegeben, und Herr von Bethmann schimpft hinter ihm her, gar nicht philosophisch, eher schon etwas fischweibähnlich. Aber es wirkt aufklärend. . . . Die Herren von Bethmann Hollweg und Kiderlen-Wächter haben die Desorganisation [der obersten Reichsämt<sup>er</sup>] vollendet. Sie haben im Innern und namentlich im Äußern eine selbstherrliche Politik gemacht, ohne sich im geringsten um die Leiter der Reichsämt<sup>er</sup> oder die Botschafter zu kümmern.« Doch bereits 2 oder 3 Tage später wetterte das selbe Parteizentralorgan über die »falsche Parole«, über die »grundfalsche Haltung«, die ein Teil der linksliberalen (!) Blätter zum Fall Lindequist einnehme:

»Die Agitation der Hintermänner des Herrn von Lindequist geht gerade dahin, das Spezialressort über das größere Allgemeine zu stellen. Sie greifen die Regierung deswegen an, weil sie das Kolonialamt bei den Verhandlungen mit dem Vertreter Frankreichs nur als Sachverständigen herangezogen hat. Wenn aber die Regierung oder Herr von Kiderlen-Wächter kein schlimmeres Vergehen begangen hätte als dieses, dann könnte die Opposition ruhig einpacken. . . . Das Kolonialamt hat daher, und das ist der springende Punkt und gerade für Deutschland so wichtig, aus der Tatsache, daß sein Arbeitsfeld draußen liegt, keinerlei Recht zu auswärtiger Politik herzuleiten. Wehe dem Tag, wo die auswärtige Politik Deutschlands von dem Kolonialamt gemacht oder geleitet würde! Das aber ist es gerade, worauf die jetzige Agitation unserer Nationalisten (!) hinausläuft. Ihr ganzes Geschrei richtet sich nicht gegen die Politik der Regierung, wo sie falsch, sondern da, wo sie, zwar nicht richtig, aber doch weniger falsch wäre. . . . Die von den Nationalisten (!) bis zu den Bassermannern und darüber hinaus ausgegebene Parole der Bekämpfung Kiderlen-Wächters ob der Unabhängigkeit seiner Politik von der des Kolonialamts ist die denkbar falscheste Parole.«

Wehe dem eigenen vorgestrigen Tag! Nieder mit dem (eigenen vorgestrigen) linksliberalen Nationalismus, der das Spezialressort und gar noch das Kolonialamt gegen die Allgemeinpolitik ausspielen möchte! Giampietro, der vielbestaunte Verwandlungskünstler, der in rasend raschem Szenen- und Kostümwechsel nach geschehener Untat sich selber verfolgt, verbläut, fängt und hängt, ist ein stümperhafter Waisenknabe gegen solche Sterne an unserm radikalen Preßhimmel. Und nach all dem, was geschah und täglich neu geschieht, bleibt die *Bergische Arbeiterstimme* seelenruhig bei ihrem gut konservativen Glaubenssprüchlein:

<sup>2)</sup> Ein gewisser Fortschritt scheint immerhin in neuester Zeit für unser Auswärtiges Amt zu verzeichnen zu sein, denn zur Bülow- und Algeiraszeit sprach der *Vorwärts* gern von den deutschen Kämmerdiplomaten; eine Feinheit der Charakteristik, die wohl nur von gewagten Weißbierpolitikern voll gewürdigt werden kann.

»Unsere Stellung zu dem Marokkoabkommen ergibt sich schon aus unseren Grundsätzen, und die Urteile darüber sind denn auch völlig einheitlich.«

Vielleicht machen wir noch die letzte Probe darauf, falls der Reichstag wirklich anzunehmen oder abzulehnen hätte, und unserer Partei dabei die Entscheidung zufiele.



IEHT man näher zu, so waren die verschiedenen Auffassungen der mannigfaltigen, hier auftauchenden Fragen auch früher schon deutlich erkennbar, und vor allem muß man es immer wieder Bebel nachrühmen, daß er, bei allen erklärlichen Schwankungen im einzelnen, doch stets einen, das Durchschnittsmaß der Partei überragenden offenen Blick für die Bedeutung und Unentbehrlichkeit einer nicht nur passiven sondern gelegentlich auch aktiv zugreifenden Auslandspolitik bekundete. Dies ging mitunter so weit, daß er in den ersten Anläufen der englisch-französischen Marokkopolitik die deutsche Regierung der Vernachlässigung der betroffenen deutschen Interessen ziele. Verwunderung über Babels letzte Reichstagsrede können deshalb nur diejenigen ausdrücken, denen Babels frühere Reichstagstätigkeit fremd ist. So hieß es in einer eindrucksvollen Mahnung vom 29. März 1905, also zur Zeit der kaiserlichen Tangerreise:

»Ich möchte noch mit wenigen Bemerkungen auf eine Angelegenheit zu sprechen kommen, die im gegenwärtigen Augenblick die öffentliche Meinung sehr lebhaft erregt. Ich meine Marokko. . . . Wenn, meine Herren, die Reichsregierung bestrebt ist zu verhüten, daß durch das Abkommen, das zwischen England und Frankreich vor länger als einem Jahr geschlossen wurde, und das dahin ging, daß Frankreich, kurz gesagt, die Oberherrschaft in Marokko zuerkannt bekam, und es nach Verlauf von 30 Jahren in der Lage sein sollte jede handelspolitische Konkurrenz fremder Staaten für Marokko auszuschalten, ich sage: wenn die Reichsregierung versucht diesem Abkommen, das auch nach unserer Meinung die Interessen Deutschlands auf das schwerste schädigt, entgegenzuwirken, so werden wir ihr nicht nur keinen Widerstand entgegenzusetzen sondern sie in diesem Bestreben unterstützen [*Sehr richtig!* bei den Sozialdemokraten]. Das eine nur wundert uns bei dieser ganzen Sache: daß jetzt nach mehr als einem Jahre erst der Versuch gemacht wird den berechtigten Interessen Deutschlands in Marokko nach Möglichkeit Achtung zu verschaffen, während das nach unserer Auffassung sofort hätte geschehen sollen, als das Abkommen der Öffentlichkeit übergeben wurde, als die Reichsregierung, wenn auch nicht auf offiziellem Weg, so doch überhaupt auf einem Weg Kenntnis von diesem Abkommen erlangte. . . . Fast scheint es so, daß man jetzt den Versuch machen will durch Eingreifen in das Abkommen über Marokko den Industrie- und Handelsinteressen mehr Beachtung und Gerechtigkeit zu verschaffen als es bis jetzt der Fall war. Ob die Demonstrationsreise, die der deutsche Kaiser im Augenblick nach Tanger unternimmt, ein geeignetes Moment dafür ist, lasse ich dahingestellt. Auf alle Fälle aber steht das eine fest: Wenn Deutschland sofort nach Bekanntwerden jenes Abkommens sich mit Spanien, Italien und Österreich-Ungarn in Verbindung setzte, diese alle drei, weil sie zum Teil unmittelbare Nachbarn von Marokko sind, also auf das lebhafteste dabei interessiert sind, daß einst in Marokko ein Zustand der Dinge Geltung erlangt, wie er auf Grund des französisch-englischen Abkommens zu fürchten ist, so bin ich überzeugt, daß, wenn damals diese Mächte aufgerufen worden wären, sie Deutschland in seinen Bestrebungen unterstützt hätten, und wir heute in der Sache weiter wären als wir tatsächlich sind [*Sehr richtig!* bei den Sozialdemokraten].«

Daß hier nicht, wie mitunter im parlamentarischen Eifer, der Redegaul mit dem Reiter durchgegangen war, beweist das erneute Zurückkommen auf den gleichen Standpunkt am 7. Dezember 1905:

»Wenn in einer Situation wie der zwischen Deutschland auf der einen Seite und England und Frankreich auf der andern es sich um ein Objekt handelt, das an sich eine gewisse Bedeutung hat, so sind auch wir nur der Meinung, daß Deutschland allen Grund hatte, wenn Versuche gemacht wurden, welche die deutschen Inter-

essen, wenn auch in noch so geringem Maß, schädigen, eine solche Schädigung zurück zu weisen. Das habe ich auch in meinen damaligen Ausführungen nachdrücklich ausgesprochen. Wir haben es durchaus billigen müssen, daß der Reichskanzler beziehentlich das Auswärtige Amt jeden Versuch zurückwies, der aus dem Vertrag zwischen England und Frankreich etwa abgeleitet wurde, um die deutschen Handelsinteressen zu schädigen.«

Die jüngste Stellungnahme der Redner unserer Reichstagsfraktion ruht demnach durchaus auf konsequenter Festhaltung der alten, damals allseits gebilligten Grundanschauungen. Verblüffend ist nur, daß nicht erst seit gestern und heute sondern bereits seit geraumer Zeit einzelne Parteiblätter die vollkommene Abkehr von jener Auffassung fast wie eine allezeit unbestrittene und unbestreitbare Selbstverständlichkeit predigen zu können glauben. Wenn die *Leipziger Volkszeitung* schon am 12. Januar 1906 verkündete, die »angeblich« in Marokko vorhandenen deutschen Interessen, deren Schutz sich die deutsche Regierung müsse angelegen sein lassen, seien »die reine Phantasie«, oder wenn der *Vorwärts* am 3. September 1908 ein dringliches Interesse des deutschen Volkes an den Dingen in Marokko als »gar nicht vorhanden« bezeichnete und »lediglich die Interessen einiger deutschen Kapitalisten« als bestehend, aber für uns durchaus gleichgültig behandelte, so standen solche gott-ergebene politische Heilsarmeestimmen zunächst noch ganz allein. Aber neuerdings wird uns selbst das Eintreten für die Politik der offenen Tür als kapitalistischer Sündenfall angerechnet:

»Die deutsche Sozialdemokratie hat nicht den kleinsten Grund aus Freude, daß die Regierung vor einem Kriege Marokkos wegen zurückgewichen ist, dem deutschen Kapital in der Manier der offiziellen Blätter einzureden: Bleib doch ruhig, die deutsche Regierung scheint ziemlich umfangreiche Garantien für die offene Tür durchgesetzt zu haben. Die deutsche Arbeiterklasse hat umgekehrt alle Veranlassung sich davon Rechnung zu geben, in welcher Richtung die weltpolitische Entwicklung geht. Der Ausgang der Marokkokrise bestätigt, daß ein Teil der Erde nach dem andern dem freien Verkehr entrissen und von einzelnen Gruppen des Kapitals mehr oder weniger ausschließlich für sich mit Beschlag belegt wird. Das Proletariat kann desto offener dieser Tatsache in die Augen schauen, weil es nicht das geringste Interesse hat an der Politik der sogenannten offenen Tür festzuhalten, ihre Niederlagen zu beklagen oder sogar die Regierung in ihrer Verteidigung zu unterstützen. Die sogenannte Politik der offenen Tür unterscheidet sich von der monopolistischen nur dadurch, daß sie ein Kolonialland dem Kapital aller Länder ausliefert, nicht dem eines Landes.«<sup>3)</sup>

Die *Schwäbische Tagewacht* geht nicht ganz so weit. Sie will der Abwehr von Zoll-, Steuer- und Transportdifferenzierungen sowie von Ausfuhrzöllen, die allesamt sich gegen Deutschland richten könnten, einen gewissen bescheidenen Wert zuerkennen. Doch gegen alle sonstige »wirtschaftliche Gleichberechtigung« redet sie sich in eine Geringschätzung und Ablehnung hinein, die kaum ein Parteigenosse und überhaupt kein vernünftiger Mensch teilen dürfte. Um alsdann die nächstliegenden Bedenken und Einwände abzuwehren, entwickelt das Blatt vollends eine solche Theorie der internationalen Interessen, Harmonieen, wie man sie bisher erst recht nicht in sozialistischen Blättern anzutreffen gewöhnt war. Unter anderm schreibt sie am 7. November dieses Jahres:

<sup>3)</sup> Siehe die *Bergische Arbeiterstimme* vom 7. November 1911. Aber auch andere radikale Blätter drucken diesen reaktionären Gallimathias nach, der in seiner notwendigen Konsequenz Melasthegung, offene Tür, Handelsvertragspolitik zur Sicherung und Förderung des Exports zum alten Eisen wirft, weil dann . . . das heimische Kapital keinen »Unterachlupf« mehr hat und nicht mehr »dem Sozialismus entrinnen« kann. Bremen soll ja wohl eine Handelsstadt sein, aber die *Bremer Bürgerzeitung* vom 8. November 1911 glaubt die gleiche Weisheit ruhig ihren Lesern bieten zu dürfen.

»Was sonst von wirtschaftlicher Gleichberechtigung erzählt wird, gehört auf das selbe Brett wie die Souveränität Seiner Majestät des Sultans von Marokko. Diese Gleichberechtigung ist eine Redensart. Denn Marokko ist vom Tag der Unterzeichnung des Abkommens ab, wie Herr Caillaux ganz richtig sagt, eine französische Kolonie und wird vornehmlich dem französischen Kapitalismus als Ausbeutungsobjekt dienen. In dieser Tatsache liegt aber nicht das mindeste, was die Massen des deutschen Volkes zu bedauern hätten. Sie werden wenigstens für die Zukunft sicher kein Opfer für dieses Kolonialland bringen zu müssen. Sofern aber die Erschließung Marokkos zu einem wirtschaftlichen Fortschritt führen sollte, so kommt dieser Fortschritt kraft der immanenten Gesetze der kapitalistischen Entwicklung allen Nationen zugute. Viel wertvoller als die auf dem Papier zugestandene Gleichberechtigung der Nationen ist jene faktische Gleichberechtigung, die sich aus den Tatsachen der Wirtschaft von selbst ergibt. Es ist ein längst überwundener Wahn zu glauben, daß die Armut eines Nachbarlandes ein Vorzug, sein Reichtum aber ein Nachteil sei. Eine Bereicherung Frankreichs, sofern sie wirklich durch den Erwerb von Marokko eintreten sollte, bedeutet keine Verarmung für Deutschland sondern im Gegenteil eine Belebung der eigenen Geschäftsaussichten. Eine vernünftige kapitalistische Auslands politik müßte diese Zusammenhänge begreifen, sie würde auf diese Weise zur besten Fürsprecherin der deutsch-französischen Annäherung werden. Für die Masse des Volkes bleibt daher freilich die Frage, welche Kapitalistengesellschaft den größern Teil der Beute einsteckt, von minderer Bedeutung.«

Auch hier war die Haltung unserer beiden Fraktionsredner im Reichstag eine vollkommen andere. So führte Dr. Frank aus: wir »begrüßen« es, wenn der Vertrag die »Gleichberechtigung des deutschen Handels« bedinge:

»Wir wissen, daß die Früchte dieses Abkommens zunächst einzelnen großen Firmen zugute kommen. Aber es ist doch auch der Arbeiterschaft nicht gleichgültig, wenn auf der andern Seite, in Frankreich, eine kapitalistische Gruppe, vielleicht eine international zusammengesetzte Gruppe, den Versuch macht eine Monopolstellung für den Handel eines Landes zu begründen. Das ist durch das Abkommen verhindert worden.«



UCH das offene Zugeständnis, daß das deutsche Vorgehen, seit dem französischen Vormarsch auf Fes, niemals absichtlich auf den Krieg gerichtet gewesen sei, findet sich schon früher in der Parteipresse, und zwar häufiger als man nach den beliebten Anklagereden gegen die ewigen deutschen Friedensbedrohungen glauben sollte.

»Alle Welt meinte, es handle sich um die Annexion eines Stücks Marokko«, schreibt zwar der *Vorwärts* am 5. November, und vorher hatte er oft genug dargelegt, daß jeder Festsetzung Deutschlands in Marokko sofort der Weltkrieg, unter treuem Zusammenwirken Englands und Frankreichs, auf den Fersen folgen müsse. Aber unser tägliches Zentralorgan scheint noch nicht einmal unsere Parteiwochenschrift des Lesens für wert zu erachten. Denn in der *Neuen Zeit* kam Karl Radek nach eingehender Begründung zu dem, im großen und ganzen sicher zutreffenden Schlußergebnis:

»Die oben geschilderte objektive Lage bestimmt die Ziele des neuen Kurses der deutschen Marokkopolitik folgendermaßen: Sie kann an die Festsetzung in Marokko ernsthaft nicht denken, weil sie dabei auf den vereinigten Widerstand Englands und Frankreichs und auf keine Unterstützung anderer Mächte mit Ausnahme Spaniens stoßen würde. Auf Grund einer Musterung der Äußerungen der am besten informierten deutschen und auswärtigen Presse, wie wir sie an anderer Stelle unternommen haben, kommt man zu der selben Meinung, wie auf Grund des Studiums der objektiven Lage: daß nämlich in den gegebenen Verhältnissen die deutsche Regierung weder die Umwandlung Agadirs in eine deutsche Flottenstation noch die Festsetzung in Südmarokko erstrebt. Neben Sicherung von wirtschaftlichen Konzessionen im Susgebiet und der Freiheit wirtschaftlicher Betätigung in ganz Marokko ist das Ziel des neuen Marokkokurses: Kompensationen außerhalb Marokkos in Äquatorialafrika.«<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Siehe Radek *Der neue Marokkokurs Deutschlands in der Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 657 ff.

Die *Leipziger Volkszeitung* geht am 24. August sogar so weit:

»Die deutsche Regierung hat bisher auf jede Säbelrasselei verzichtet. Sie verließ sich aufs Unterhandeln. Wenn man in Betracht zieht, daß sie im Jahre 1905 und 1906 wo ihre diplomatische Lage viel ärger war als jetzt, in der unverschämtesten Weise mit dem Kriegsfeuer gespielt hatte, und wenn man nicht geneigt ist an die Märchen von *Wilhelm dem Friedensmacher* zu glauben, so bleibt zur Erklärung der Lage nur eine Annahme, für die man in den publizistischen Auseinandersetzungen des imperialistischen Lagers gewichtige Belege finden kann. Sie lautet: Der neue Marokkokurs sollte ursprünglich nicht nur zu Kompensationen sondern zur Anbahnung eines besseren Verhältnisses zu Frankreich führen, das der Tripelentente den Todesstoß versetzen sollte. Nur diese Annahme kann die Erregung Englands erklären sowie sein Eingreifen in die deutsch-französischen Verhandlungen in einem Moment, wo es klar war, daß Deutschland die Festsetzung in Marokko nicht anstrebt. Nur sie kann die Verschleppung der Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich erklären.«

Also keine Festsetzung, nur Kompensationen. Oder vielmehr in erster Linie nur Anbahnung besserer Allgemeinbeziehungen zu Frankreich, um Frankreich von den englisch-deutschfeindlichen Bestrebungen loszulösen, ähnlich wie seinerzeit Rußland durch das Potsdamer Abkommen. Als friedensgefährdender Störenfried entpuppt sich schließlich nur England, das Frankreichs Widerstand künstlich stärkt, um mit den Spezialvereinbarungen zugleich die allgemeinen Ziele Deutschlands scheitern zu lassen. Das klingt ganz anders als die unheimliche haarsträubende Räubergeschichte von dem zähnefletschenden, plump gewalttätigen *Balkan-* oder gar *Kümmeldiplomaten*. Oder, um nochmals den *Vorwärts* selber gegen sich sprechen zu lassen:

1. Oktober 1911: »Es ist gar kein Zweifel — und das offiziöse Leugnen ist eine Bestätigung —, daß der Herr [von Kiderlen] zuerst vermeinte sich ohne weiteres in Südwestmarokko festsetzen zu können. . . Das Auswärtige Amt ist der Feind des deutschen Volkes.«

22. August 1911 (die Berliner Rede des Genossen Däumig): »Man kann wohl annehmen, daß die deutsche Regierung von Anfang an, nicht die Absicht hatte es zur äußersten Konsequenz, einem Krieg mit Frankreich, zu treiben. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sich die Regierung sagte: Bekommen wir ein Stück Marokko, so ist es gut. Wenn nicht, dann verlangen wir eine Entschädigung dafür, daß wir Frankreich in Marokko freie Hand lassen.«

Selbst das »Stück Marokko« ist trotz der hypothetischen Beschränkung vielleicht noch Übertreibung. Aber wenn man selber sich so ruhigen Erwägungen zugänglich erwies, warum dann die Betonung des, an sich natürlich gleichfalls denkbaren Gegenteils mit den ganz irreführenden Begleitworten *Es ist gar kein Zweifel . . . Leugnen ist nur eine Bestätigung . . . Alle Welt wußte von jeher?*

**E**NDLICH noch ein paar Worte über die Beurteilung des abschließenden Marokkoabkommens selber in unserer Parteipresse. Die »völlige Einheitlichkeit«, die nach den Solinger Versicherungen sich einfach aus unseren »Grundsätzen« ergeben soll, ist in Wahrheit nirgends bemerkbar.

Die vernichtendste Kritik hat wohl die *Rheinische Zeitung* vom 9. November geübt. Sie möge deshalb den Vortritt haben:

»Die deutsche Regierung hat sich und das von ihr vertretene Reich vor der Welt bis auf die Knochen blamiert. Sie steht heute da wie ein ungezogener Junge, der mit dem Feuer leichtsinnig gespielt, beinahe das Haus in Brand gesteckt hätte und sich nun die wohlverdiente Züchtigung gefallen lassen muß. . . Es wäre ein wahrhaftiges Verbrechen gewesen solche Politik zu treiben, um einen Fetzen von Marokko zu erwischen. Aber die deutsche Regierung versichert, beteuert, schwört bei allem,

was ihr heilig ist, daß sie das Ziel ihres Ehrgeizes nie so hoch gespannt habe, daß sie nie etwas anderes gewollt als das Erreichte, und daß sie damit und mit sich selber vollständig zufrieden ist. Also, um Frankreich das Protektorat über Marokko zu verschaffen und einige Hunderttausende Quadratkilometer Fiebersümpfe einzuheimen, darum hat die deutsche Regierung gedroht Europa in den Abgrund des Weltkriegs zu stürzen. Hätten wir den lange gewünschten Staatsgerichtshof, um unsere Kanzler und Staatssekretäre unter Anklage zu stellen, sie würden freigesprochen werden müssen wegen Unzurechnungsfähigkeit. Aber darf eine Regierung, die solche Dinge verübt zu haben geständig ist, noch eine Minute im Amt bleiben?»

Aber schon in der Nachbarschaft, in Frankfurt am Main, regte sich eine wesentlich andere Stimme, und in dem *hw*-Verfasser haben wir wohl keinen *Leisetreter* von dem revisionistischen Parteiflügel zu suchen:

»Was die deutsche Regierung erreicht hat, das ist aller kapitalistischen Ehren wert.« Das übernahm wortwörtlich die *Bergische Arbeiterstimme*, und die *Leipziger Volkszeitung* sah sich durch die (zutreffende) Skizzierung der Vertragsgrundlagen durch Ernst Jaeckh zu folgenden Bemerkungen veranlaßt:

»Die nächsten Tage werden uns den genauen Inhalt des Vertrags zur Kenntnis bringen. Entspricht er ungefähr den Angaben Jaeckhs, so ist die Stellung der patriotischen Presse in der Tat von einer amüsanten Komik. Sie haben monatelang der deutschen Regierung wegen ihrer schlappen Marokkopolitik die unqualifizierbarsten Vorwürfe gemacht und müßten jetzt erkennen, daß Kinderken die Interessen der deutschen Ausbeuter nicht schlecht gewahrt hat. Diese bürgerliche Presse müßte also entweder glatt umfallen und *Hosianna!* schreien, wo sie gestern *Kreuzige!* rief — und damit würden sich ihre Wortführer als politische Einfaltspinsel erster Güte selber öffentlich kennzeichnen —, oder sie müßte die Erfolge der deutschen Regierung vor den Mächten herabsetzen oder völlig leugnen, sie, die doch gewohnt ist die Mißerfolge der Regierung zu leugnen oder zu beschönigen. Für die Sozialdemokratie ist es selbstredend, was ihren Standpunkt dem Imperialismus und der Marokkopolitik gegenüber angeht, völlig gleichgültig, ob die deutsche Regierung geschickt oder ungeschickt gehandelt hat. Sie bekämpft den Imperialismus schlechthin als die giftigste Blüte am Baum der kapitalistischen Entwicklung.«

Überschaut man das alles nochmals rückwärts, so kann man sich wohl dem Eindruck nicht verschließen, daß die verwickelten, ernstesten Fragen der auswärtigen Politik noch weniger als andere Probleme eine überwiegend agitatorische Behandlung vertragen, und daß ein Übermaß derartiger vergänglicher agitatorischer Beitzaten uns zum entscheidenden Schluß immer der Gefahr aussetzt: entweder mit unserer eigenen jüngsten Vergangenheit in Widerspruch zu geraten oder aber, um solche Widersprüche zu vermeiden, in unseren eigenen Entschlüssen nicht mehr derart frei zu sein wie dies für unsere politische Betätigung in den Parlamenten und bei anderen entscheidenden Gelegenheiten wünschenswert ist. Etwas weniger agitatorischer Eifer und etwas mehr ruhiges sachliches Interesse und Verständnis wird für uns mit der Zeit immer mehr zur Notwendigkeit werden, je verantwortungsreicher mit dem Wachstum der Partei unsere ganze öffentliche Wirksamkeit wird.

## XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX PAUL HUG · DIE OLDENBURGISCHEN LANDTAGSWAHLEN UND DER BLOCK DER LINKEN

**E**INE neue Wahltaktik hat die Not geschaffen, in die der konservativ-ultramontane Block des Reichstags die Parteien der Linken gebracht hat. In liberalen Kreisen kamen die führenden Elemente zur Erkenntnis, daß der Kampf nicht nach rechts und links — und er war nur zu häufig in schwächerer Weise nach rechts und in sehr animoser nach links geführt worden — sondern zunächst nur nach rechts

geführt werden müsse. Und in unserer sozialdemokratischen Partei hat sich die Ansicht durchgesetzt, daß uns außer den Taten der konservativ-ultramontanen Mehrheit auch der Wahlausfall vom 26. Januar 1907 geradezu zwingt bei Stichwahlen nicht das Zentrum sondern die Liberalen als das kleinere Übel zu betrachten. Mit diesen und nicht mit dem Zentrum Wahlbündnisse abzuschließen war daher die Folge dieser Wandlung in der Wahltaktik unserer Partei.

Die badische Sozialdemokratie hatte als erste diese Konsequenz gezogen und Erfolg damit gehabt. So scheel auch von radikaler Seite der badische Großblock angesehen worden ist, so sehr man auch vor Nachahmung gewarnt hat, so hat doch der Gedanke einer Zusammenfassung der Parteien der Linken zu einer erfolgreichen Bekämpfung der Parteien der Rechten überall da, wo die Voraussetzungen dafür gegeben waren, sich mit mehr oder weniger Erfolg durchgesetzt. Der Beschluß des letzten Parteitags zu Jena über die Stichwahltaktik ist ein Sieg dieser Auffassung. Daß der Versuch mit dem Block der Linken der sozialdemokratischen Partei nicht bloß Erfolge sondern auch Enttäuschungen bringen kann, ist nicht verwunderlich: Damit ist von vornherein zu rechnen. Die Gegensätze, die im Klassenkampf auftreten, können nicht weggewischt werden, sollen es auch nicht. Die Parteien, die sich verbünden, um einen gemeinsamen Gegner mit Erfolg bekämpfen zu können, müssen sich über das gemeinsame Interesse wie über dessen Grenzen klar sein. Eine so geschulte Parteitruppe wie die Sozialdemokratie ist dazu leichter imstande als die liberale Anhängerschaft, deren politische Schulung oft nicht besonders groß ist, und deren politischer Blick gar häufig durch eine dunkle, antisoziale Brille getrübt ist. Jedenfalls aber kann man es schon als einen Gewinn betrachten, mag man ihn nun hoch oder niedrig einschätzen, daß in vielen Fällen die liberalen Wähler standgehalten und die Sozialistenfurcht in dem gemeinsamen Kampf gegen die Kandidaten der Rechten und des Zentrums, sei es für den Reichstag sei es für die Landtage der Einzelstaaten, überwunden haben. Wie deutlich unsere Parteigenossen die politische Situation und die Notwendigkeit eines Großblocks begriffen haben, zeigt der Stichwahlkampf im Reichstagswahlkreis Konstanz und sein günstiges Resultat. Ein nationalliberaler Kandidat war es, dem unsere Parteigenossen zum Sieg verhalfen, und ein langjähriger Zentrumsbesitz wurde damit dieser Partei entrissen. Ein lehrreicher Vorgang.

Nicht minder lehrreich ist meiner Meinung nach der Versuch mit dem gleichen Verfahren bei den oldenburgischen Landtagswahlen gewesen. Durch das Zusammenwirken der Sozialdemokraten und der Freisinnigen bei den Stichwahlen ist es gelungen eine konservativ-ultramontane Mehrheit im Landtag zu verhindern. Kaum war im März der Landtag auseinandergegangen, so setzte die Wahlbewegung schon ein, und sie wurde im September, dem Monat der Wahl, äußerst lebhaft. Die Liberalen betrieben diesmal durch die fortschrittliche Volkspartei die Wahlagitation politisch. Von vornherein erklärten sie den Kampf nach rechts führen zu wollen, jedoch unter Wahrung des selbständigen Vorgehens. Trotz aller Verunglimpfungen und Denunziationen von seiten der Rechten standen sie im großen und ganzen fest bei dieser Erklärung und stellten fast nur einwandfreie, wirklich liberale Männer als Kandidaten auf. Zur Rechten gehören in Oldenburg zurzeit nicht nur das Zentrum und der Bund der Landwirte sondern auch die nationalliberale Partei, die unter der



Führung eines jungen, ehrgeizigen Politikers völlig in das konservative Fahrwasser geraten ist und darin voraussichtlich auch untergehen wird. Die Sozialdemokratie ging, wie es nicht anders möglich war, ebenfalls selbständig vor und stellte in 26 von 29 Wahlkreisen eigene Kandidaten auf. Das Wahlergebnis war für sie ein glänzender Erfolg: Sie zählte bei der Hauptwahl am 29. September 8 Mandate und 50 586 Stimmen. Die Fortschrittlichen erhielten 45 370 Stimmen und 3 Mandate, die Nationalliberalen 32 939 und 7, der *Bund der Landwirte* 15 123 und 4 und das Zentrum 35 501 Stimmen und 7 Mandate.

Bei der Stichwahl kamen nun 7 Wahlkreise mit 11 Mandaten für das Zusammenwirken der Volkspartei und der Sozialdemokratie in Frage, wobei es galt die Wahl von 8 Kandidaten des *Bundes der Landwirte* oder der Nationalliberalen zu verhindern. In dem Bestreben dies zu erreichen waren sich fortschrittliche Volkspartei wie Sozialdemokratie einig. Nach dem aus der Hauptwahl feststehenden Stimmenverhältnis verlangte unsere Partei, daß die fortschrittliche Volkspartei bei der Stichwahl in dem einen Wahlkreis Delmenhorst Nord ihren Kandidaten zurückzöge, und daß sie in den Wahlkreisen Oldenburg Nord und Eutin, beides Zweimännerwahlkreise, in denen 2 Abgeordnete gewählt werden müssen, ihr je 1 Mandat überließ. Die Unterhändler der fortschrittlichen Volkspartei wollten diese Zugeständnisse nicht machen, wohl aber im Wahlkreis Eutin 1 Mandat an uns abgeben. Darüber wurde nun ein Pakt zwischen beiden Parteien geschlossen, und trotz aller Machinationen der Wahlmacher der Rechten von den Liberalen auch innegehalten. Das Ergebnis war die Wahl eines Liberalen und eines Sozialdemokraten mit großer Mehrheit. In 2 Wahlkreisen mußte der Stichwahlkampf zwischen der Sozialdemokratie und der Volkspartei ausgetragen werden. In beiden siegten die sozialdemokratischen Kandidaten, in dem Wahlkreis Oldenburg Nord freilich nur, weil die Nationalliberalen ihre Kandidatur aufrechterhielten. Für die anderen Wahlkreise hatte die sozialdemokratische Partei kräftige Unterstützung der Kandidaten der fortschrittlichen Volkspartei als Parole ausgegeben. Diesem Aufruf leisteten unsere Parteigenossen bis auf den letzten Mann Folge, und die fortschrittlichen Kandidaten wurden glatt gewählt. So gelang es wirklich sämtliche 11 Mandate für den Block der Linken zu gewinnen. Davon fielen 4 Mandate der Sozialdemokratie zu, die nur auf 2 Mandate gehofft hatte; die übrigen 7 bekam die fortschrittliche Volkspartei. Die Zusammensetzung des Landtags ist nun die folgende: 14 Liberale, 12 Sozialdemokraten, 10 Nationalliberale und *Bund der Landwirte* und 9 Ultramontane. Die Linke zählt mithin jetzt 26, der konservativ-ultramontane Block, der im vorigen Landtag die Mehrheit hatte, dagegen nur noch 19 Abgeordnete.

Das ist also durch gegenseitige Unterstützung der Parteien der Linken erreicht worden, und zwar obwohl die fortschrittliche Volkspartei recht ungeschickt, auch kleinlich vorgegangen ist. Einer ihrer Führer hat das denn auch in einer Wahlbetrachtung ehrlich bekannt und seinen Parteigenossen vorgehalten, daß es falsch wäre bei solchen Wahlkompromissen auf halbem Weg stehen zu bleiben. Ob der berechtigte Tadel auf die Durchschnittsliberalen Eindruck gemacht hat, ob sie aus ihren Fehlern gelernt haben, muß die Zukunft lehren. Daß solche Wahlkompromisse auch geeignet sind zu moralischer Stärkung beizutragen, beweist folgendes Vorkommnis in dieser Landtagswahlbewegung: In der Stadt Oldenburg, in der 3 Abgeordnete zu wählen waren, konnte keiner der Kandidaten der fortschrittlichen Volkspartei im ersten Wahlgang durch-

dringen. Ihnen standen außer den sozialdemokratischen Kandidaten 2 national-liberale Bewerber, ein Kandidat der *Festbesoldeten* und ein volksparteilicher Eigenbrödlar, gegenüber. Aus Furcht in der Stichwahl eine Niederlage zu erleiden bestürmten die Ängstlichen in der Volkspartei ihre Leitung, man möge doch den Kandidaten, der den bürgerlichen Gegnern am wenigsten sympathisch sei, fallen lassen und dafür den Kandidaten der *Festbesoldeten* akzeptieren. Da erklärte die Sozialdemokratie, sie würde ihre Unterstützung versagen, falls dem Ansinnen Folge gegeben würde, da sie nur die bisherigen Kandidaten der Volkspartei, aber keine anderen zu wählen hätte. Das half. Die Schiebungsversuche nahmen ein Ende, und mit Hilfe unserer Stimmen wurden die 3 Volksparteiler glatt gewählt.

Sind vielleicht auch Fehler gemacht worden, so hat doch das Blockexperiment bei den oldenburgischen Landtagswahlen zum Ziel geführt: Der konservativ-ultramontane Block ist gesprengt. Möge der Versuch auch weiterhin überall da gemacht werden, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

## LOUIS BERTRAND · DAS LIBERAL - SOZIALISTISCHE KARTELL IN BELGIEN



**W**ICHTIGE und interessante politische Ereignisse sind in letzter Zeit in Belgien vor sich gegangen; sie haben eine neue politische Situation geschaffen, indem sie die beiden Oppositionsparteien, die Liberalen und die Sozialisten, einander näherten. Was sich soeben dort vollzogen hat, wird sich mit Notwendigkeit auch in anderen Ländern vollziehen, mag man es nun wünschen oder nicht, es sei denn, die sozialistische Partei wollte sich hinter den steinernen Wall der reinen Prinzipien verschließen und so über die lebendige Wirklichkeit des sozialen und politischen Lebens hinwegsehen.

Bevor die sozialistische Partei mit auf den politischen Kampfplan trat und sich an den Wahlen beteiligte, war das Bürgertum — trotz aller Gemeinsamkeit der Interessen — in zwei Parteien gespalten: die eine konservativ und reaktionär, die andere mit modern fortschrittlichen Ideen durchtränkt. Die eine verteidigte die alten Vorrechte und die Privilegien der Kirche, die andere kämpfte für bürgerliche und Gewissensfreiheit. Der Zusammenschluß der Arbeiterklasse zu einer besondern Partei mit eigenen Machtansprüchen bewirkte die Loslösung der konservativeren Elemente von den Liberalen. Glücklicherweise aber kämpfte der aufgeklärteste Teil der Großbourgeoisie und des Mittelstands nach wie vor gegen die Herrschaft der Geistlichkeit und ließ in gewissen Situationen seine wirtschaftlichen und materiellen Interessen zurücktreten, um sich zur gemeinsamen Verteidigung der Gewissensfreiheit und des Fortschritts mit den weiter Linksstehenden zu vereinen. Was sich jetzt in Belgien abgespielt hat und unweigerlich dort weiter fortgeführt werden wird, kann den anderen Nationen zur Lehre dienen. Deshalb dürfte ein Bericht über die tatsächlichen Vorgänge, wie ich ihn hier folgen lassen will, vielleicht recht nützlich sein.

Zunächst müssen wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß die klerikale Partei im Juni 1884, also vor mehr als 27 Jahren ans Ruder kam. Im Jahr 1893 wurde unser Wahlrecht revidiert. Seit dieser Zeit besitzen alle 25 Jahre alten

belgischen Staatsbürger das Wahlrecht, und zwar ein Pluralwahlrecht; wir haben bekanntlich Wähler mit 1, 2 und 3, ja für die Kommunalwahlen sogar mit 4 Wahlstimmen. Bis dahin gab es im belgischen Parlament nur zwei Parteien: die liberale und die klerikale. Die liberale spaltete sich wiederum in zwei Fraktionen: die konservativeren Doktrinäre und die Progressisten. Die Klerikalen bildeten eine einheitliche Gruppe. Erst unmittelbar vor der Verfassungsrevision, als auch die sozialistische Partei anfang mächtig zu werden, bildete sich eine christlich-demokratische Partei. Indessen bedurfte es nur weniger Jahre, um die Hauptelemente in dieser neuen Partei zahn zu machen. Die christlichen Demokraten, die dieser Rückwärtswandlung widerstanden, sind nicht sehr zahlreich und haben nur äußerst geringen Einfluß. Seit den Wahlen von 1894, die unter dem neuen Wahlgesetz vor sich gingen, ist auch die sozialistische Partei in den Kammern, den Provinzial- und Kommunalvertretungen ernsthaft vertreten. Nach jenen Wahlen verfügte sie über 28 von 152 Kammersitzen. Die Liberalen zählten nur ein Dutzend Abgeordnete, die Mehrheit der Klerikalen hatte das gewaltige Plus von 72 Stimmen.

Die klerikale Partei, die in der Schulfrage ein ganz bestimmtes Ziel verfolgte, nämlich Trennung des Staats von der Schule und Oberherrschaft der Kirche über den Volksschulunterricht, benutzte ihren Sieg und revidierte das Schulgesetz, das seit 1884 bestand. 1899 schlug sie ferner, um ihre Wahlerfolge zu verstärken, ein Proportionalwahlsystem für die großen Bezirke vor, während in den Zentren, wo sie im allgemeinen die Herrschaft besaß, das Mehrheitsystem bestehen bleiben sollte. Dieses dreiste Unterfangen stieß auf lebhaften Widerstand, und um es zum Scheitern zu bringen, schlossen die Liberalen und die Sozialisten ein Bündnis für den Kampf innerhalb und außerhalb des Parlaments. Das Ministerium Vandenspeereboom wurde gestürzt, und im Jahr 1900 ging ein Gesetz durch, das das Proportionalwahlsystem für sämtliche Wahlkreise einführte. Dieses neue Wahlsystem flößte der liberalen Partei frisches Leben ein. Wahlkreise, die bis dahin stets nur Klerikale gewählt hatten, wählten jetzt Vertreter der liberal-sozialistischen Opposition. Und seitdem muß die regierende Partei bei jeder neuen Wahl ihre Mehrheit zusammenschmelzen sehen: Bis zur Wahl von 1910 war diese allmählich von 24 auf nur noch 6 Stimmen heruntergegangen.

Stets war das Hauptziel der klerikalen Partei die Eroberung der Schule. Seit beinahe 28 Jahren arbeiteten die Ministerien für öffentlichen Unterricht gegen die staatlichen Schulen, sie bekämpften sie im geheimen und förderten so viel wie möglich den privaten Schulunterricht der Kongregationen, denen sie Begünstigungen und Unterstützungen gewährten. Das klerikale Schulgesetz von 1884 wurde 1895 abgeändert. Zu Anfang jenes Jahres brachte der Minister Schollaert, obwohl er in der Kammer nicht über mehr als 6 Stimmen Majorität verfügte, einen neuen Schulgesetzentwurf ein, der die allgemeine Schulpflicht gewährte, das Verbot der Fabrikarbeit der Kinder vom 12. bis zum 14. Lebensjahr ausdehnte, Schulen 4. Ordnung einführte und so anscheinend die Opposition zu befriedigen suchte, die alle diese Reformen seit langem gefordert hatte. Tatsächlich aber sollte das Gesetz — unter dem Vorwand den armen Eltern die freie Wahl der Schule zu überlassen — dem staatlichen Unterricht den Todesstoß geben, die katholischen Schulen sollten gefördert und die Kongregationsschulen mit jährlich 20 Millionen subventioniert werden. Die gesamte liberale und sozialistische Opposition erhob sich

nun wie ein Mann, um die Annahme dieses Gesetzentwurfs zu verhindern. Innerhalb weniger Tage wurde in allen großen Städten im Land eine gewaltige Protestbewegung gegen den Schulgesetzentwurf, das *Klostergesetz*, organisiert. In der Kammer, wo die Opposition in 3 von 6 Sektionen die Majorität hatte, wurde der Entwurf verschleppt, durch eine parlamentarische Sabotage die Bildung der Hauptsektion und damit der Bericht an die Kammer verhindert. Zwei hervorragende Männer standen an der Spitze der Bewegung: Emile Vandervele, der Führer der Sozialisten, und Paul Hymans, der Führer der gemäßigten Liberalen. Es war ein bewunderungswerter Feldzug, in dem sich die sozialistischen Arbeiter mit dem besten Teil des liberalen Bürgertums in der gleichen Begeisterung, dem gleichen Kampfesfeuer trafen. Nachdem die *entente cordiale*, wie Vandervele sich ausdrückte, sich im ganzen Land in großen Massenversammlungen und öffentlichen Straßendemonstrationen kund gegeben hatte, machte sie weiter beträchtliche Fortschritte. Sie fand nur wenig Widerspruch bei den Doktrinären, und auch unsere intransigenten sozialistischen Freunde schwiegen angesichts der einmütigen Kampfesstimmung der Arbeiterschaft, die ebenso begeistert für die Verteidigung der staatlichen Schule gegen die Angriffe der Kirche eintrat wie die liberale Partei, deren Hauptziel dies ja von jeher war.

Vor etwas mehr als einem Jahr hatte sich die Arbeiterpartei entschlossen die Agitation zur Eroberung der politischen Gleichberechtigung wieder aufzunehmen, das heißt eine Verfassungsrevision mit der Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu fordern. Eine nationale Demonstration zugunsten dieser Wahlrechtsreform war für den 15. August dieses Jahres angekündigt worden. Die Mehrheit der liberalen Partei hatte sich allmählich dieser Forderung des allgemeinen Wahlrechts für die Kammern, die Provinzial- und Kommunalvertretungen angeschlossen. Aber die konservativeren Doktrinäre hatten Vorbehalte gemacht: Für die Kammerwahlen forderten sie eine 2. Wahlstimme für jedes 35 Jahr alte Familienoberhaupt, und zwar ohne Zensus; und für die Kommunalwahlen verlangten sie Garantien gegen Beschlüsse in Steuerfragen, wie sie von sozialistischen Majoritäten in den Industriezentren vielleicht zu erwarten waren.

Der gemeinsame Feldzug der Liberalen und der Sozialisten gegen den klerikalen Schulgesetzentwurf hatte diesen beiden Parteien, die beide von der öffentlichen Meinung getragen wurden, gegenseitiges Vertrauen eingeflößt, und man fing an zu hoffen, daß die klerikale Regierung durch die Bildung einer Mehrheit der Linken recht bald gestürzt werden könnte. Gegenüber den unzweideutigen Kundgebungen der Massen und von der momentanen Strömung getrieben, hatten sich selbst die gemäßigten Liberalen der Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts angeschlossen und erklärt an der großen nationalen Demonstration des 15. August gegen den Schulgesetzentwurf und für das allgemeine Wahlrecht teilnehmen zu wollen. Dieser Entschluß wurde mit der größten Begeisterung aufgenommen, und ein sehr ansehnlicher Teil der Bevölkerung strömte denn auch von allen Enden des Landes zu dieser Demonstration zusammen.

Für den 15. Oktober waren die Kommunalwahlen angesetzt. Das bestehende Kommunalwahlsystem ist so reaktionär, ungerecht und unbillig, daß man einen Augenblick sogar an hoher Stelle daran dachte die Wahlen aufzuschieben, um

inzwischen das Wahlrecht revidieren zu können, und zwar sollte es das gleiche werden wie das zu den Kammern: das heißt ein Maximum von 3 statt von 4 Wahlstimmen, 1 statt 3 Jahre der Ansässigkeit in der Gemeinde und unbeschränkte Anwendung des Proportional-systems. Für die Durchführung dieser Reformen bestände eine Mehrheit, eine starke Mehrheit nicht nur in der öffentlichen Meinung sondern auch im Parlament. Indes, die reaktionäre Fraktion der Klerikalen, deren Führer Schollaert ist, widersetzte sich dem Aufschub der Kommunalwahlen. Dieser Staatsmann (!) konnte eigentlich nach der Einbringung seines berühmten Schulgesetzentwurfs keinen größern Fehler begehen. Dennoch brachte er das fertig, indem er sich dem Lauf der öffentlichen Meinung entgegenstemmen wollte. Als Antwort darauf verkündete die liberal-sozialistische Opposition ihren Entschluß angesichts der Kommunalwahlen ein Kartell zu schließen. Das Ziel war die Vertreibung der Klerikalen aus den Kommunalvertretungen, in die sie nur durch die Spaltung der Liberalen und der Sozialisten und dank dem bestehenden Proportional-wahl-system hatten eindringen können. Das Mittel war die Bildung eines Blocks, um bei den Wahlen die absolute Majorität zu erlangen. Bei den Kommunalwahlen tritt nämlich das Proportionalwahl-system nicht in Kraft, sobald eine Kandidatenliste die absolute Majorität erhält.

Das Kartell wurde fast in allen großen Städten und Kommunen abgeschlossen. Es siegte auf der ganzen Linie. Die klerikalen Gemeindevertreter wurden aus den Kommunalvertretungen, die die Hälfte der Einwohnerschaft repräsentieren, entfernt. Verschiedene Rathäuser wurden den Klerikalen entrissen, zum Beispiel Namur und Dinant. Kandidaten der Opposition errangen den Sieg in Städten, in denen seit vielen Jahren die Klerikalen sämtliche Sitze innehatten und weder Liberale noch Sozialisten je gewählt worden waren. So in Brügge, Courtrai, Alost sowie in zahlreichen weniger bedeutenden Orten. Diese Wahlen, die wir dem liberal-sozialistischen Kartell danken, stellten eine starke Niederlage der Regierung dar. Bei einem empfindlichen Gefühl für politische Würde müßte sie jetzt unbedingt zurücktreten, da es klar ist, daß die Mehrheit des Volks sich gegen sie ausgesprochen hat. Als das Charakteristikum dieser Wahlen erscheint jedenfalls das gegenseitige Vertrauen, das sich zwischen den beiden Kartellparteien herausgebildet hatte. In einigen Städten war die Stimmendifferenz zwischen den günstigst stehenden Kandidaten und denen, die auf der Liste die letzte Stelle einnahmen, sehr unbedeutend, etwa 1 oder 2 auf 100 Stimmen.

Alles läßt uns vermuten, daß die Neuwahlen zum Parlament, die Anfang Juni nächsten Jahres stattfinden werden, günstig für die Opposition ausfallen werden. So sind denn die Tage der jetzigen Regierung gezählt, und binnen kurzem — davon sind wir absolut überzeugt — wird die letzte klerikale Regierung, die in Europa existierte, ausgelebt haben.

Es fragt sich nun, auf welche Art eine neue Regierung zustande kommen könnte. Die Ansichten darüber sind hier verschieden. Die Liberalen und größtenteils auch die öffentliche Meinung halten die Bildung eines liberal-sozialistischen Ministeriums für möglich. Unter unseren Freunden denken viele ebenso trotz der Schwierigkeiten, die aus einer derartigen Zusammensetzung erwachsen können. Andere meinen, es werde sich ein homogen liberales Ministerium bilden lassen, das mit der Unterstützung der Sozialisten

regieren könnte. Unter allen Umständen werden sich in gemeinsamem Einverständnis eine Reihe von Reformen durchsetzen lassen. So vor allem das allgemeine Wahlrecht für alle Körperschaften: für die Kammern, die Provinzial- und Kommunalvertretungen. Dann die obligatorische Schulpflicht mit der Organisation von Schulpfeiseeinrichtungen. Ferner eine soziale Versicherungsgesetzgebung (Krankheits-, Arbeitslosigkeits-, Invaliditäts- und Altersversicherung). Endlich eine Steuerreform. Wenn diese Reformen durchgeführt sind, können weitere in Angriff genommen werden. Sie werden um so leichter Zustimmung finden als die klerikale Partei — sobald sie erst einmal aus der Regierung vertrieben ist — sicher aus den Fugen gehen, und die *junge Rechte* sich in demokratischem Sinn aussprechen, ja sich bis zu größter Demagogie in Versprechungen überbieten wird, wie sie dies bereits jetzt in gewissen Kommunkörperschaften getan hat, in denen die Klerikalen in der Minorität waren. Nach meiner Meinung darf die sozialistische Partei nicht davor zurückschrecken sich jetzt mit den Liberalen zu koalieren, um bestimmte Reformen durchzuführen. Unsere Partei, die Arbeiterklasse, die wir vertreten, hat bei einem solchen Zusammenwirken nichts zu verlieren sondern nur alles zu gewinnen. Dieses Zusammenwirken wird nur der Sache des sozialen Fortschritts gegen die Reaktion dienen und die beiden Fraktionen der Bourgeoisie spalten, was doch wohl besser ist als wenn sie sich gemeinsam gegen das sozialistische Proletariat verbänden.

Die gleiche politische Entwicklung wie in Belgien wird sich, wie gesagt, mit Notwendigkeit auch einmal in anderen Ländern wiederholen, und nicht mit Furcht, im Gegenteil, mit Freude und absolutem Vertrauen sehe ich dieser neuen Ära entgegen, die tiefgreifende Reformen schaffen und andere, tiefergreifende vorbereiten wird, bis zur endgültigen Durchführung unseres Programms und der Verwirklichung unserer Ideale.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

## KARL LEUTHNER · EIN NACHWORT ZUR INNSBRUCKER TAGUNG

**N**EUE Wahrheiten müssen Gräten haben, die im Hals stecken bleiben und zum Husten reizen. Gehen sie glatt und lieblich ein, merkt keiner, was er isst. Die unumwundenen Worte, die ich auf dem Innsbrucker Parteitag über unser Verhältnis zur tschechoslawischen Sozialdemokratie sprach, haben mir viel Anfechtung bereitet. Allein der Wortstreit brachte einen reichen Ertrag, und darüber wird man hoffentlich des anstößigen Ärgernisses vergessen haben.

Zwei Irrtümer schienen mir den geraden Gang unserer Entschließungen abzulenken: ein Irrtum des Willens und ein Irrtum des Prinzips. Der Irrtum des Willens nistet unter den Gewerkschaftern. Sie haben richtig bemerkt, daß der Drang nach gewerkschaftlicher Verselbständigung bei den Tschechen vor allem ein politischer Drang ist; daraus schließen sie: bei entsprechendem Maß von Nachgiebigkeit auf politischem Gebiet wären die Tschechen im gewerkschaftlichen Leben eher geneigt ihren Ehrgeiz zu begrenzen. Das ist offenbar ein Trugschluß. Bei einer reichlicher zugemessenen Redezeit wäre etwa den Gewerkschaftern zu antworten gewesen: Die politische Partei ist nicht in der Lage nachzugeben, einfach deshalb, weil ihr der Gegenstand der Nach-

giebigkeit fehlt. Wäre die deutsche Sozialdemokratie Herr in Staat, Land und Gemeinde, so würde zwar zwischen der deutschen und der tschechischen Partei noch immer die Schwierigkeit walten, daß diese die Erhaltung Abgewanderter bei der angestammten Nationalität als ihr Interesse vertritt, jene den Boden und seine gegebene Kulturhöhe und Kulturtradition verteidigen soll; Allein die Auseinandersetzung ginge um wirkliche Gewährungen, ginge um Dinge. Heute liegt es nicht in der Hand der deutschen Sozialdemokratie etwas zu gewähren, sie kann ihren Gerechtigkeitsgeist im tschechischen Sinn nur so kundtun, daß sie sich an einem Geschäft der Hoffnungen, Wünsche und Forderungen beteiligt. Sie soll tschechische Begehrenisse für die ihrigen erklären, und da bei der tschechischen Sozialdemokratie die Vorstellung von dem national Gerechten jederzeit von dem abhängig ist, was die bürgerlich nationalen Parteien gerade heischen, so würde die national ausgleichende Politik der deutschen Arbeiterpartei in der Praxis darin bestehen in den wichtigsten Fragen der österreichischen Politik vom nationalen Radikalismus der Tschechen die Gebote zu empfangen. Dergleichen mag die tschechoslawische Sozialdemokratie mit ihrem Gewissen vereinbaren, die deutsche vermöchte es niemals mit ihrem Interesse in Einklang zu bringen. Eine deutsche Partei als Agentin der tschechischen Durchdringungspolitik auf deutschem Boden — man denke an den berühmten Antrag Stanek — ist eine begriffliche Unmöglichkeit. Allein sogar diese Nachgiebigkeit bis zur Selbstpreisgebung würde nichts dazu beitragen die Einheitlichkeit der Gewerkschaftsbewegung zu sichern. Wird nach der sicherlich zutreffenden Wahrnehmung der deutschen Gewerkschafter die Gewerkschaftspolitik der tschechoslawischen Sozialdemokratie durch politische Gedanken entscheidend bestimmt, so sind das eben tschechische politische Gedanken. Und deren oberster, leitender ist in allen Dingen bis zur letzten Kleinigkeit des Zeremoniells nicht die Gleichberechtigung mit den Deutschen — darum handelt es sich längst nicht mehr — sondern die sogenannte *Gleichwertigkeit*, einen recht mystischen Begriff also, zur Darstellung zu bringen. Dabei liegt auf dem Wort *Darstellung* der Ton. Alles wird zur Etikette, zur Toilettefrage, und das Höchste des Strebens der Tschechen aller Schichten ist vor der europäischen Öffentlichkeit mit sämtlichen Bekleidungsstücken aufzutreten, die den Leib der großen Nationen zieren. Die Franzosen, die Deutschen im Reich haben ihre eigenen Gewerkschaften, und die Tschechen sollten sie nicht haben, sollten vor der Internationale eingestehen, daß die tschechische Nation weniger in der Welt bedeute als die französische oder die deutsche? Von allen unvorstellbaren Dingen ist dies das unvorstellbarste. Wie der Primator von Prag — der schlechte *Bürgermeister* würde die Höhe des Gegenstands nicht erfassen —, soweit er kann, den erschten fehlenden König im Pomp der Repräsentation zu ersetzen sucht, so nehmen die Tschechen auf allen Gebieten derartige Königskronungen im kleinen vor und verschmerzen alles eher als eine Gelegenheit der Welt ihr gewichtiges Dasein recht zu Gemüt zu führen. Deshalb wurde der Tag von Amsterdam, da man den Tschechen verwehrte ihren Thron neben den anderen in der gewerkschaftlichen Internationale aufzurichten, als eine zweite Schlacht am weißen Berg empfunden. An der tschechischen Gewerkschaft ist den tschechoslawischen Sozialdemokraten wichtiger als alle praktischen Erfolge, daß sie tschechisch ist und vor allem *tschechisch* heißt. Nach dem selben Ziel jedoch, nach dem das Empfinden des Sozialdemokraten

läuft, sofern er Tscheche ist, drängt auch seine Anschauungsweise, sofern er Parteimensch ist. Denn der Vorrang der Politik gilt sowohl der Nation als der Partei. Diese tschechische Partei will auch als Partei ihre eigene Gewerkschaft haben, als eins der wichtigsten Bestandstücke des Prager Zentralismus. Die Machtmittel der Gewerkschaften sollen der Prager Leitung zum Gebrauch frei stehen. Es sollen sich die Persönlichkeiten von organisatorischem und finanziellen Gewicht, wie sie die Gewerkschaften und die Konsumvereine in ihren obersten Verwaltern hervorbringen, um den tschechischen Parteivorstand sammeln, mit ihm zu einer Einheit der Macht und der Willensantriebe verschmelzen. So wie wir uns also auf dem politischen Gelände bewegen — sei es nun auf dem der nationalen oder der Parteipolitik —, wird alle Logik, die in den Köpfen der Tschechen nur eine tschechische Logik sein kann, auf die selbständigen Gewerkschaften hinweisen. Die deutschen Politiker vermögen den deutschen Gewerkschaftern sonach nichts oder nur sehr wenig zu helfen. Gegen das nationale und parteimäßige Denken der tschechoslawischen Sozialdemokratie könnte man mit der Hoffnung auf ein Ergebnis allenfalls nur das proletarische Interesse bewaffnen. In dem Tschechen gewissermaßen den Arbeiter gegen den Politiker wirken lassen, die Überlegenheit der einheitlichen Gewerkschaft, ihrer Hilfeleistungen und ihrer Kampffähigkeit, gegen den dekorativ politischen Wert der besondern tschechischen Gewerkschaftsbewegung ausspielen. Mit anderen Worten: Die Schlacht für die Gewerkschaft ist nur auf dem gewerkschaftlichen Kriegsschauplatz zu schlagen, wobei wir es dahingestellt sein lassen, ob auf dem geschlossenen Siedlungsgebiet dem Arbeiter, der allseits nur tschechischen und in tschechischer Sprache vermittelten Einflüssen offensteht, selbst Erwägungen des Interesses, die am reichsten mit Beweisen umkleidet sind, nahegebracht werden könnten.

So zur äußersten Kürze gedrängt hätten etwa die Betrachtungen lauten müssen, die dem irrenden Willen der Gewerkschafter entgegenzuhalten waren. An Ort und Stelle mußte sie ein knapper Satz vertreten. Denn die kärgliche Rede-frist glaubte ich dazu verwenden zu sollen einen allgemeiner geglaubten Irrtum zu berichtigen, der der besondern Denkungsart der *Prinzipiellen* entspringend zuletzt auch die Gewerkschafter vielfach in seinen Bannkreis gezogen hatte. Durch einen jener Umschwünge ins Gegenteil, an denen unser Seelenleben so reich ist, wird der *Prinzipielle*, dem tätigen Leben gegenübergestellt, fast unweigerlich zum Sittenlehrer, der alles moralisch wertet und alles moralisch regeln will. Der Sprung ins Gegensätzliche erscheint um so waghalsiger, wenn das Prinzip in der Welt des Erkennens alle menschlichen Dinge in einer unverbrüchlichen ursächlichen Bestimmtheit erschaut, der durch ethnische Betonung keinerlei Zusatz oder Abzug geschehen könne. Allein auch der *Prinzipielle* ist doch der Mensch mit seinem Widerspruch, und recht um sein ausgeklügeltes Buch durch das eigene Tun Lügen zu strafen, wendet er gerade das Prinzip der allseitigen ursächlichen Gebundenheit menschlichen Tuns zu einem Sittensatz, den er als Richtschnur mit strafenden Reden an die widerspenstigen Ereignisse hält. Was der Norm und ihrer Anwendung auf den Einzelfall, wie sie der *Prinzipielle* versteht, nicht entsprechen will, mag tausendmal grell in den Augenschein treten: es darf nicht sein, und seine robuste Wirklichkeit wird, weil sie sich doch nicht leugnen läßt, wenigstens zum moralisch Nichtseinsollenden erniedrigt. Was der *Prinzipielle* in Öster-



reich unter *Internationalität* begreift — es geht weit darüber hinaus, was sonst im sozialdemokratischen Sinn *international* heißt, und schwankt zu einem gesamtstaatlich österreichisch gefärbten Kosmopolitismus hin —, findet den Separatismus außerhalb der Geschehensreihe, wie sie die wirtschaftliche Notwendigkeit dem menschlichen Handeln vorschreiben soll. Also ist es das moralisch Nichtwirkliche und lediglich durch den verkehrten Willen und die betörenden Künste Böswilliger zu erklären, die die wahre Meinung des tschechischen Proletariats nicht zum Ausdruck gelangen lassen. Davon ist so viel richtig, daß jede weite Kreise umfassende Gedankengemeinschaft von engen und engsten Kreisen aus propagandistisch gestiftet wurde, sonach das Massendenken auf persönliche Urquellen zurückleitet, die sogar mit genauen Namen genannt werden können, sofern der Prozeß im Licht der Geschichte fortgeschritten ist. Alle Volksmeinungen haben ihre Schuldigen, und die unzweifelhafte Richtigkeit dieses Satzes hätte in dessen Anwendung auf die Nationalisierung der tschechoslawischen Sozialdemokratie zum Auffinden reizvoller Ähnlichkeiten geführt, wie sie unstreitig zwischen der Art und den Methoden der nationalen Erweckung der tschechischen Volksmassen überhaupt und der Durchdringung der Sozialdemokraten mit der tschechischen Idee walten. Die Waniak und Tuser, wechselnd im Zeitgewand, aber dauerhaft im Wesenskern, haben auf keiner Stufe dieses langen Entwicklungsgangs gefehlt. Indes, so lockend und aufschlußreich es gewesen wäre die anmutenden Parallelen zu verfolgen, die begrenzte Zeit nötigte sich auf das dringendste zu beschränken, und das war: die *Prinzipiellen* auf ihr eigenes Prinzip zu verweisen, von dem sie moralisch abgeschweift waren. Es galt zu zeigen, daß jedes Gedankengeflecht, soll es die Köpfe von Hunderttausenden umspinnen können, Ansatzpunkte in deren Denken gewinnen muß: allgemeine Voraussetzungen, die Zeit, Gesellschaft, materielle und geistige Kulturformen eines Volkes darbieten. Eine solche Darlegung, natürlich höchst sprunghaft und überhin, versuchte ich in folgenden Sätzen zu geben, die ich hier wiederhole, weil sie die eigentlichen Erreger des Meinungsstreits in der Separatisten-debatte waren. Ich sagte:

»Wir alle sind darin einig, daß der Separatismus, die tschechoslawische Partei, tief im Nationalismus eingetaucht ist. Aber es gibt keinen Nationalismus im allgemeinen, es gibt nur einen Nationalismus in seiner individuellen geschichtlichen Bedingtheit und Bestimmtheit, und wer den Separatismus erfassen will, der muß die besondere Art des tschechischen Nationalismus zuvor erkennen, die zu erörtern freilich hier die Zeit fehlt, als deren wichtigste Merkmale aber dreierlei hervorzuheben ist. Vor allem daß dieser Nationalismus in sich verknüpft die tätigste Angriffskraft und zugleich die Duldermiene des Verfolgten, daß er seinem Wesen nach durchaus negativ ist, ausschließlich von Deutschenhaß erfüllt, und endlich daß er der entwickeltste, in seinen Formen ausgereifteste Nationalismus ist, den wir kennen. In einem Ihnen allen bekannten, von jugendlich überströmender Genialität erfüllten Werk wird viel Mühe darauf verwendet den tschechischen Nationalismus zu erklären durch das Herkommen eines geschichtslosen Volks im Kampf mit unterdrückenden Gewalten. Doch ist das bei allem Tiefsinn nicht das Erfassen des Charakteristischen. Jede Ideologie hat dauernd das Gepräge, das sie in der Zeit bekam, in der ihre Gedankenform sich krystallisierte, und das war für die tschechische Nation die Zeit der Erwecker, in der sie freilich einen Kampf gegen Unterdrückung geführt hat, wenn man es so nennen will, wo aber die Unterdrücker der Erweckungsliteratur mehr als ein Anschauungsgegenstand dienten. Denn etwas ganz anderes hatte man zu bekämpfen, um die tschechische Nation aus dem hundertjährigen Schlummer zu rufen: Die Lockungen der deutschen Kultur hatte man zu bekämpfen, die bisher alle aufsteigenden Elemente des tschechischen Volks hinüberzogen in das Deutsche. Gegen die mußte man die Waffen schärfen, und deshalb hat der tschechische Nationalismus vom

Anfang an wohl die Unterdrückung gewissermaßen als Anschauungsmaterial, auch als den Antrieb genommen. Aber er mußte sich von vornherein gegen das Ganze des deutschen Wesens in allen seinen Ausstrahlungen richten, um die Wahlentscheidung umzustimmen, die heute noch so vielen Tschechen gegeben ist, und die damals allen Schichten der Intelligenz gegeben war: ob es nicht vorteilhafter sei zu dem Achtzigmillionenvolk überzugehen. Darum ist der tschechische Nationalismus durch und durch erfüllt vom Gegensatz gegen das Deutsche: Ein Wort, das nicht von mir stammt sondern aus dem Kreis um den tschechischen Dichter Machar herum. Dort wurde wiederholt die Klage laut, es gäbe keine Möglichkeit im tschechischen Volk eine Sache sachlich zu behandeln, sondern immer werde ein schielender Blick nach den Deutschen hingeworfen, und der Lyrik selbst sei im innersten Herzen schon das Gefühl durch das Ressentiment gegen die Deutschen vergiftet. Diese Wahrnehmung muß man sich vor Augen halten und die Wahrnehmung, daß der Nationalismus der Tschechen stets damit verbunden geblieben ist eine Polemik gegen scheinbare Unterdrückungsformen zu sein. Wie dieser Nationalismus demokratisch begründet worden awr, das ist ja oft schon dargelegt worden, aber man vergißt darzulegen — und ich wundere mich, daß man diese entscheidende Tatsache niemals herausgehoben hat —, wie er sich weiter ausgebaut hat. Er war von Anfang an keineswegs so wehrlos wie man vorgibt, sondern er hatte zur entscheidenden Zeit gerade diejenigen Elemente des Staats- und Wirtschaftslebens für sich, die die Volksbewegung bestimmen, als da sind Priestertum, Lehrer Feudaladel. So hat er zunächst von seiner Schule und vom Pfarramt aus, von unten her eine Art von Staatsgebäude aufgerichtet. Es gibt in Österreich keine deutsche Schule, es gibt nur eine deutschsprechende Schule, es gibt eine Schule, die vor den Schülern möglichst alles Deutsche in seiner Bedeutung verhüllt und in das Habsburgische und Österreichische übersetzt. Aber es gibt im ganzen tschechischen Gebiet nirgends eine österreichische Schule sondern eine vollständige Umdichtung und Umarbeitung aller Ereignisse in eine tschechische Legende, wie etwa die italienische und französische Legende an den italienischen und französischen Schulen gelehrt wird. Und so von unten über die allmählich emporstiegenden Schichten der Beamten hinauf bis zum Statthalter und zum Landtag hat sich ein tschechischer Staat aufgerichtet, der die geschlossenste nationale Organisation ist, die wir kennen. Er stellt eine fertige Staatsnation ohne Staat dar, die, weil sie die Gewaltübungen und die Gehässigkeiten dieser Gewaltübungen nicht zugleich hat, die Wirkungen in die Breite des Volks, volkstümliche Wirkungen ausüben kann, um so stärker als eben die nationale Ideologie der Tschechen von vornherein verknüpft ist mit der Gedankenform des Kampfes gegen die Unterdrückung. Und allmächtig ist dieser nationale Gedanke unter den Tschechen schon darum, weil alles Tschechische von einer nirgends durchbrochenen nationalen Atmosphäre umgeben ist, weil jeder Tscheche, sobald er irgendwie in das Kulturleben eindringt, mit dieser nationalen, von Deutschenhaß geschwängerten Luft, sich erfüllt. Nicht deshalb, weil die *Omladníci* in die tschechische Partei eingetreten sind, hat sich jene Wendung vollzogen, von der man so häufig spricht, sondern deshalb, weil ein immer wachsender Teil der tschechischen Arbeiter an der tschechischen Kultur Anteil gewinnt, einer Kultur, die wie keine andere völlig erfüllt ist von nationalen Keimen, von Gedankenkeimen des Deutschenhasses. Der tschechische Proletarier kann nicht heraus, er ist überall davon eingeschlossen, jede Kulturbetätigung, alles, was er liest, führt ihn in diese Welt hinein, und um so enger wird er hinein verstrickt als ihn die nationalen Gedanken durch die Beredsamkeit der Formel eines Kampfes gegen die Unterdrückung gefangennehmen.«

Jeder Leser merkt die Lücken dieser Darstellung. Daß es indes der jede Schranken einer Rede, ja selbst eines Artikels überschreitenden Ausführlichkeit bedurft hätte den skizzierten Entwicklungsprozeß des tschechischen Nationalempfindens in den Strahlenbrechungen nachzumalen, die ihm die Klassenscheidungen geben: dieses Selbstverständliche wurde in der Glut des Wortkampfes übersehen und dem Redner völliges Absehen von dem wirtschaftlichen und klassenmäßigen Bedingtheiten des Geschehens vorgeworfen. Freilich wäre solcher Anklage auch ohne jeden Aufwand von Zeit und Gedankenkraft auszuweichen gewesen, hätte der Redner in gewissen Abständen und ohne sonstige Rücksicht auf den tiefen Zusammenhang mit dem Text Worte

wie *Klassenkampf, Klassengegensatz, sozial, wirtschaftlich* eingestreut. Indes, diese Art seinem Vortrag das Wesen echter Wissenschaftlichkeit einzufließen gehört leider nicht zu den Fertigkeiten des armen Schächers, als welcher ein etwas ruppiger Drauflosdenker ist, der im wilden Rennen nie bedenkt, daß die Zuschauer an der Bahn ein Bedürfnis und auch ein gewisses Recht haben an der tadellosen Dreß und den schulgerechten Beinbewegungen des Läufers ihr gewohntes Behagen zu finden.

Doch was reizt, zwingt zum Widerspruch, und in erregten Reden werden Herzensmeinungen kund. So erlebte der Vielbestrittene die seltene Genugtuung, daß seine bestrittensten Ausstellungen und die erst recht mit Heftigkeit abgelehnten praktischen Folgerungen, die er selbst daraus zog, aus den bedeutungsvollsten Reden der Polemik in veränderter Wortgestalt als die wahre Meinung des Parteitags lebhaft begrüßt in scharf ausgearbeiteten Formen hervortraten. Wenn ich die Notwendigkeit betonte, daß die politische Bewegung in nationalen Betten fließen müsse, die Frage der Minoritätsschulen als reine Machtfrage hervorhob und ausführte, daß wie die bürgerlichen Tschechen so auch die sozialdemokratischen eine Grenze ihrer Forderungen nur durch das Anprallen an äußeren Schranken erkennen würden, weshalb wir uns nicht zu Trägern ihrer nationalen Wünsche machen dürfen: so führten meine Gegenredner aus, daß der Internationalismus kein Korrektiv für die Konstruktionsfehler des österreichischen Völkerstaats enthalte, daß die deutsche Sozialdemokratie unmöglich die Rechtsansprüche des tschechischen Nationalismus zu internationalen Pflichtgeboten erheben könne, daß in der Frage der Minoritäten zwei entgegengesetzte Rechtsansprüche, der Anspruch auf die Erhaltung der Ausgewanderten in alten Volksverbänden und der Anspruch auf die Bewahrung der Kulturhöhe und der Kulturart der deutschen Stadt, einander entgegentreten, daß der Tscheche als ein steter Schlemihl den verlorenen Schatten seines Königreichs suche, und so fort.

Es ließe sich nachweisen, daß die Zustimmung zu dem Bestrittenen in allem Wesentlichen das Endergebnis war. Aber ich will den Schwanenfuß der Eitelkeit geschämig im Gefieder bergen. Das Schlußwort haben ohnedies nicht wir, das Schlußwort haben die Separatisten, die jetzt mit gesteigerter Wut unsere wertvollsten gewerkschaftlichen Stellungen in Wien berennen und durch die Tat die Schlüssigkeit unserer Beweise darzutun hitzig sich beeifern. Es ist nicht Laune, nicht Zufall, nicht persönliche Schlechtigkeit, so viel Niedrig-Persönliches sich auch einmengt, es ist die Logik ihres Daseins, daß die Separatisten, wo sie irgend eine Handhabe und Gelegenheit wahrnehmen, mit einer wahren Zerstörungsraserei an der Unterwühlung unseres Gewerkschaftsbaus arbeiten. Sie wollen nicht nur ihren Vorteil: unser Schaden, unsere Krankheit, die Minderung unserer Kraft sind ebenso ihr heißestes Sehnen. Sie müssen die nationalen Spannungen erhalten und steigern, durch die sie auf ihrem Volksboden alle tschechischen Arbeiter in ihre Organisationen drängen wollen. Sie halten die Arbeiter in Atem, lassen ihnen keine Zeit sich auf ihre klassenmäßigen und wirtschaftlichen Bedürfnisse zu besinnen und den Kampf gegen die Unternehmer in den sachlich vorteilhafteren Formen durchzuführen. Sie schlagen ihre bürgerlichen Nebenbuhler in den eigenen Volkstamm, indem sie sich zu nationalen Wortführern der Minderheiten machen, die auf deutschem Gebiet die zärtlich gehegten Außenposten, die Eroberer fremden Bodens, also wohl die Helden des chauvinistischen Ausbreitungs-

drangs sind. Doch schon die bloße Schädigung der Reichsgewerkschaften bildet für die tschechischen Sozialdemokraten ein anlockendes Ziel. Die tschechischen Sondergewerkschaften bedeuten bisher Schwäche, ungewerkschaftliche Leitung, Schwund der Mitglieder, Verstümmelung in jedem Grad und jeder Art. Der tschechische Arbeiter soll es nicht sehen. Die geschlossene kampfbereite Macht der Gewerkschaften steht ihm jedoch verheißend vor Augen: Schwächt sie der innere Krieg, so weicht der Alldruck der Sorge von der Brust der Separatisten. Die eigenen Gewerkschaften machen den tschechischen Sozialdemokraten zum gefährlichsten Schädiger der wirtschaftlichen Widerstandskraft des deutschen Proletariats.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

## JOHN BRUCE GLASIER · DIE ANGEBLICHE NEUE EINIGUNG DER ENGLISCHEN SOZIALISTEN



ER von unseren deutschen Genossen wirklich weiß, wie es gegenwärtig in England um den Sozialismus steht, muß im höchsten Maß überrascht gewesen sein, als er kürzlich hörte, die englischen sozialistischen Organisationen hätten sich zu einer *sozialistischen Einigung*, wie man das wohl so nennt, zusammengeschlossen. Glücklicherweise war diese Nachricht nur blinder Lärm. Ich werde sofort erklären, warum ich *glücklicherweise* sage.

Will man verstehen, wie die Aussichten für eine sozialistische Einigung in England liegen, so muß man das Wesen und die Stärke der verschiedenen Parteien kennen, aus denen sich die sozialistische Bewegung in England zusammensetzt. Das sei daher kurz rekapituliert.

Offiziell sozialistische Organisationen sind in England die folgenden:

1. Die *Social Democratic Party* ist die älteste, aber nicht die größte sozialistische Organisation. Ihre Gründer waren H. M. Hyndman und Herbert Burrows. Burrows trat aber vor einigen Monaten aus der Partei aus und ging zur *Independent Labour Party*, um dadurch gegen die militärfreundlichen Pronunciamentos auf dem Parteitag der *Social Democratic Party* zu protestieren. Die *Social Democratic Party* ist marxistisch in ihren wirtschaftlichen Auffassungen und nennt sich *revolutionär*, propagiert dabei aber in ihrem Programm Gegenwartsreformen, die so absolut nichtrevolutionäre Forderungen enthalten wie die Munizipalisierung der Krankenhäuser und die staatliche Aufsicht über den Rettungsbootsdienst. Die Zahl ihrer Mitglieder ist nicht genau festzustellen; keinesfalls beträgt sie mehr als höchstens 10- bis 12 000. Die Partei hat während der letzten 26 Jahre für die Wahlen zum Parlament kandidiert; es ist ihr aber bisher nicht gelungen auch nur einen einzigen Sitz zu erobern. Der Abgeordnete Thorne gehört zwar zur *Social Democratic Party*; aber er ist nicht als deren Vertreter gewählt worden sondern als Vertreter der *Labour Party*; wie er auch zu der Gruppe der 43 Mitglieder der *Labour Party* im Parlament gehört.

2. Die *Fabian Society* bildete sich 1884 kurz nach der Gründung der *Social Democratic Party*. Sie strebt nicht danach eine große Mitgliedschaft zu gewinnen, will vielmehr hauptsächlich propagandistisch wirken. Sie setzt sich vorwiegend aus Schriftstellern, Gelehrten und bürgerlichen Intellektuellen zusammen. Zu ihren Führern gehören die bekanntesten Schriftsteller, wie

Bernard Shaw, Sidney Webb und Aylmer Maude. Sie ist offen opportunistisch und steht der revolutionären und Katastrophentaktik feindlich gegenüber. Sie zählt etwa 4000 Mitglieder.

3. Die *Independent Labour Party* ist die größte und einflußreichste sozialistische Organisation Englands und zugleich die einzige, die Vertreter im Parlament besitzt. Von den 43 Mitgliedern der *Labour Party* im Parlament sind 8 als Vertreter der *Independent Labour Party* und etwa 12 als Vertreter der Gewerkschaften in die Gruppe der Arbeiterabgeordneten hineingewählt. Unter den parlamentarischen Vertretern der *Independent Labour Party* finden wir so bekannte sozialistische Namen wie Keir Hardie, Ramsay MacDonald, Philip Snowden und George Lansbury. Die *Independent Labour Party* ist eine ausgesprochen sozialistische Organisation. In ihrer theoretischen Anschauungsweise ist sie stärker idealistisch, in ihren politischen Prinzipien offener evolutionistisch und aufbauend als die *Social Democratic Party*. Sie ist von der Notwendigkeit überzeugt politisch mit den Gewerkschaften zusammenzugehen und deren Taktik anzunehmen, um so das Vertrauen und die Unterstützung der Denkenden in der Arbeiterschaft zu gewinnen. Sie ist ausgeprägt antimilitaristisch und hat sich von jeder antideutschen Propaganda ferngehalten. Sie zählt 50- bis 60 000 Mitglieder.

4. Außerdem existieren kleine sozialistische Verbände, wie die *Socialist Labour Party* und die, wie sie sich selbst nennt, *Socialist Party of Great Britain*, zwei ultramarxistische, impossibilistische Sekten; ferner die *Clarion Clubs*, eine Anzahl kleiner quasisozialistischer Gruppen, die der Führerschaft Robert Blatchfords und des *Clarion* folgen; sie sind hauptsächlich gesellige Vereinigungen. Dazu kommen etwa 50 unabhängige lokale Gruppen, die sich den Namen *Sozialistische Gesellschaften* beigelegt haben. Sie sind nicht mit einander verbunden und sind meist Eingänger, die von der *Independent Labour Party* oder der *Social Democratic Party* herkommen. Dann gibt es mehrere andere besondere sozialistische Gruppen, wie die *Church Socialist League*, die *Civil Servants Socialist Society*, die *School Teachers Socialist Society*; doch meistens sind die Mitglieder aller dieser Gruppen zugleich Mitglieder der *Independent Labour Party* oder der *Social Democratic Party*.

Das wären alle nominell sozialistischen Organisationen in England. Indessen besitzen ausschließlich die 3 erstgenannten, die *Social Democratic Party*, die *Independent Labour Party* und die *Fabian Society*, politischen Einfluß. Zwei dieser Parteien, die *Independent Labour Party* und die *Fabian Society*, sind mit den Gewerkschaften in der Arbeiterpartei, der *Labour Party*, zusammengeschlossen. Auch die *Social Democratic Party* gehörte früher der *Labour Party* an, löste sich aber wieder los.

Diese *Labour Party* ist eine Organisation mit gewaltiger Mitgliederzahl. Sie besteht 1. aus allen den Gewerkschaften, die überhaupt auf dem Standpunkt politischer Betätigung stehen und mit sozialistischen Organisationen zusammenwirken zu können glauben, und 2. aus 2 sozialistischen Körperschaften, der *Independent Labour Party* und der *Fabian Society*. Die *Labour Party* zählt 1 600 000 Gewerkschafter und ungefähr 60 000 Sozialisten zu Mitgliedern. Es wäre aber falsch anzunehmen, daß mit diesen 60 000 die Zahl der sozialistischen Mitglieder der *Labour Party* erschöpft ist. Sehr viele Gewerkschafter sind vielmehr ebenfalls Sozialisten, und auf den alljährlichen Parteitag der *Labour Party* sind wiederholt sozialistische Resolutionen angenommen worden.

Tatsächlich sind die Reihen der Gewerkschaften in England völlig vom Sozialismus durchdrungen, wie dies bei den Parlaments- und Gemeindewahlen die für die Kandidaten der *Independent Labour Party* und für andere Sozialisten abgegebenen Stimmen bezeugen. Es ist kein einziger Sozialist ins Parlament gewählt worden, der es etwa abgelehnt hätte als Kandidat der *Labour Party* zu gelten.

Mit den vorstehenden Daten über die Zusammensetzung und die Stärke der sozialistischen Bewegung in England vor Augen werden unsere deutschen Genossen jetzt beurteilen können, wie weit die jüngst abgehaltene Konferenz für die *sozialistische Einigung* Anspruch erheben durfte im Namen der sozialistischen Bewegung in England zu sprechen.

Diese Konferenz fand in Manchester am 30. September dieses Jahres statt. Sie war nicht von den 3 größten sozialistischen Organisationen sondern nur von einer unter ihnen, der *Social Democratic Party*, und von den quasisozialistischen *Clarion Clubs* einberufen. Die Agitation für die Einberufung der Konferenz wurde hauptsächlich in den Spalten der *Justice*, des Wochenblatts der *Social Democratic Party*, und des *Clarion*, eines unbestimmt sozialistischen, militaristischen, von Robert Blatchford herausgegebenen Organs, betrieben, dessen antideutsche Kundgebungen vor 2 Jahren so viel dazu beitrugen das Kriegsfieber zu entflammen. Die einzig wichtige *Labour Party*, die doch alle politisch hervortretenden Gewerkschaften, die *Independent Labour Party* und die *Fabian Society* umfaßt, nahm aus Gründen, die ich bald anführen werde, an der Konferenz nicht teil. Nur ein paar Sektionen der *Independent Labour Party* sandten auf eigene Verantwortung Delegierte, um die Vorgänge verfolgen zu können. Ebensovienig unterstützten die 2 kleineren Gruppen, die *Socialist Labour Party* und die sogenannte *Socialist Party of Great Britain*, die Konferenz. Die Zusammenkunft bestand nach dem Bericht der *Justice* aus 80 offiziellen Delegierten der *Social Democratic Party*, 32 waren von den *Clarion Clubs* entsandt, 48 von verschiedenen kleinen lokalen sozialistischen Gesellschaften und 41 von Sektionen der *Independent Labour Party*. Wenn man bedenkt, daß die *Independent Labour Party* 800 Sektionen hat, wird man begreifen, wie gering sie bei dieser Demonstration für die *sozialistische Einigung* vertreten war. Die Konferenz war tatsächlich ein reines Konklave der *Social Democratic Party* und einer Anzahl kleiner Lokalgruppen, die in mehr oder weniger starkem Gegensatz zur Arbeiterpartei stehen.

Also schon nach ihrer Zusammensetzung war die Konferenz weit davon entfernt die wirkliche sozialistische Einigkeit vorzubereiten. Die heterogensten Ansichten in den Fragen der sozialistischen Taktik traten zutage. Einige erklärten, die neue geeinigte Partei, die man gründen wolle, müsse eine rein revolutionäre Partei sein, die alle Palliativmittel verschmähe. Andere behaupteten, wenn man solche Palliativmittel verschmähe, werde die neue Partei zum Untergang verdammt sein. Wieder andere waren darüber im Zweifel, ob man sich überhaupt auf parlamentarische Tätigkeit einlassen solle. Der einzige Punkt, über den anscheinend volle Einstimmigkeit herrschte, war der, daß die neue Partei mit der *Labour Party* nichts zu tun haben dürfte. Schließlich sprach sich die Konferenz, deren Ziel es angeblich war alle Teile der sozialistischen Bewegung zur Einigung zu führen, für eine offen impossibilistische politische Taktik aus, sie durchschnitt so die Verbindung mit der

überwältigenden Masse der britischen Sozialisten und verurteilte sich selbst zu hoffnungslosem Beiseitestehen. Und dabei beschloß sie in großartiger Selbstironie die neue Partei die *British Socialist Party* zu nennen. Den Vorsitz bei der Konferenz führte Hyndman, und die Hauptresolution war von dem Vorstand der *Social Democratic Party* eingebracht. Zur Begründung dieser Resolution führte Harry Quelch aus, die *Social Democratic Party* sei zwar bereit für die Sache der Einigung ihren eigenen Namen auszulöschen und sich vollständig mit den anderen auf der Konferenz vertretenen Gruppen zu verschmelzen, könne aber einen solchen Schritt nur unter der Voraussetzung tun, daß nichts beschlossen würde, was als Verrat an den Grundsätzen erscheinen könne, die sie stets innegehalten habe; niemals würde sie ihre Zustimmung zu einer Modifizierung der Grundsätze geben, die in der Resolution niedergelegt seien. Das war zwar eine seltsame Mahnung an den sektiererischen Geist, aus dem diese Resolution hervorging, aber eben eine Erklärung schärfster Unnachgiebigkeit. Was aber geschah nun? Wie wir sahen, tritt die *Social Democratic Party* seit ihrer Gründung in ihrem Programm für vorläufige Reformen zur Hebung der Lage der Arbeiterklasse ein und hält sich für die wahre Vertreterin der Forderungen der Arbeiterschaft. Und nicht das allein. Auch in der von Quelch begründeten Resolution ihres Vorstands wird ausgesprochen, die neue Partei solle »für die Verwirklichung sozialer Gegenwartsreformen eintreten, wie sie die Arbeiterklasse fordert«. Man sollte meinen, dies müßte nun ein wesentliches und grundlegendes taktisches Prinzip darstellen. Es war doch jedenfalls ein Grundsatz, den die *Social Democratic Party* »stets innegehalten« hatte, ein Grundsatz, der in ihrer eigenen Resolution niedergelegt war. Trotz alledem aber nahm die Konferenz nun ein Amendement an, das die oben angeführten Worte wieder aufhob und so nicht nur die in der Resolution niedergelegten Grundsätze modifizierte sondern erklärte, die neue Partei werde eine offen impossibilistische Partei sein. Zog sich die *Social Democratic Party* daraufhin von der Konferenz zurück? Durchaus nicht. Sie beschloß nicht nur der neuen Partei beizutreten und ihren eigenen Namen, den der *Social Democratic Party*, auszulöschen, sondern Hyndman nahm auch den Vorsitz im Ausschuß der neuen Partei, der *British Socialist Party*, an.

Es erübrigt sich das Vorgehen der Konferenz noch weiter zu schildern. Als ein ferneres, anscheinend unbedeutendes Symptom des Geists der *Einigkeit*, der ihre Einberufer beseelte, möchte ich nur das folgende erwähnen: Bei der öffentlichen Versammlung, die noch am selben Abend unter dem Wahrzeichen der neuen geeinigten Partei abgehalten wurde, weigerten sich sowohl Hyndman wie Quelch zu sprechen, weil sich unter den anderen Rednern ein Genosse befand, der aus politischen Gründen aus der *Social Democratic Party* ausgeschlossen worden war.

Was wird aus der neuen Partei werden? Wird sie wirklich ins Leben treten? Wird die *Social Democratic Party* Selbstmord begehen, um unter dem neuen Namen *British Socialist Party* wieder aufzuerstehen? Ich möchte diese Fragen so beantworten: Entweder die *Social Democratic Party* verbindet sich nicht mit der neuen Partei, dann wird diese nicht existieren; oder die *Social Democratic Party* verschmilzt mit ihr, dann wird die neue Partei einfach wieder die *Social Democratic Party* unter einem neuen Namen sein. Die große sozialistische Bewegung in England, die in der *Labour Party*, der *Independent Labour Party* und der *Fabian Society* in die Erscheinung tritt, wird bleiben,

was sie ist. Die kleineren sozialistischen Gruppen, die *Socialist Labour Party* und die *Socialist Party of Great Britain*, werden ebenfalls bleiben, was sie waren. Bestenfalls werden nur ein paar zerstreute *Clarion Clubs* und ein paar unbedeutende sozialistische Lokalgruppen der neuen Partei beitreten.

Warum aber, so könnte man wohl fragen, haben die *Independent Labour Party* und die *Fabian Society* es abgelehnt diesen Versuch einer Einigung zu unterstützen? Die Antwort darauf ist einfach. Die *Social Democratic Party* und die *Clarion Clubs*, die der Führerschaft Hyndmans und Blatchfords folgen, stehen der Arbeiterpartei feindlich gegenüber, während diese nicht allein das beste und wesentlichste Mittel einer tatsächlichen sozialistischen Einigung darstellt sondern zugleich das einzige, durch das die Mehrzahl der Arbeiterorganisationen in England zu einem politischen Wirken gegen die kapitalistischen Parteien zusammengeschweißt werden können. Schon jetzt hat diese Vereinigung die Wirkung geübt, daß 1 600 000 Gewerkschafter politisch in eine Schlachtlinie mit den Sozialisten getreten sind und 43 Arbeitervertreter ins Parlament gewählt haben, von denen 20 auch ausgesprochene Sozialisten, Mitglieder der *Independent Labour Party*, sind. Sollten wir mit 1 600 000 klassenbewußten Gewerkschaftern brechen, um dafür den Luxus zu genießen uns auf allen unseren Versammlungen mit der *Social Democratic Party* und ein paar unbestimmt sozialistischen Gruppen, die alle zusammen noch nicht 15 000 Mitglieder haben, über unsere Taktik herumzuzanken? Und diese 1 600 000 Gewerkschafter, von denen die *British Socialist Party* die Sozialisten trennen will, sind dem internationalen sozialistischen Bureau angeschlossen und bilden einen integrierenden Bestandteil der britischen Sektion der internationalen Bewegung. Ich überlasse es dem Urteil unserer deutschen Genossen, ob wir die Arbeiter einer Nation und die Arbeiter der ganzen Erde besser dadurch zur Einigkeit führen können, daß wir aus der sozialistischen Bewegung einen Klub von Sektierern und Dogmatikern machen, oder dadurch, daß wir die Arbeiter, die in England bereits in so großartiger Weise organisiert sind, zu gegenseitiger Sympathie und enger Fühlung und zu sozialistischem Zusammenwirken mit uns und unseren sozialistischen Genossen in allen Ländern verbinden? Suchte nicht Marx die Sozialisten davon zu überzeugen, daß es das wesentlichste sei eine große Bewegung der Arbeiterklasse zu schaffen, und daß mit dem Wachstum dieser Bewegung alle sozialistischen Sekten verschwinden würden? Im *Kommunistischen Manifest* lesen wir:

»Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den anderen Arbeiterparteien. Sie haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennten Interessen. Sie stellen keine besonderen Prinzipien auf, wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen. Die Kommunisten unterscheiden sich von den übrigen proletarischen Parteien nur dadurch, daß sie einerseits in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen, andererseits dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung vertreten. Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus. Der nächste Zweck der Kommunisten ist der selbe wie der aller übrigen proletarischen Parteien: Bildung des Proletariats zur Klasse, Sturz der Bourgeoisieherrschaft, Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.«

Und Engels schrieb bereits am 22. Februar 1888 an F. A. Sorge:



»Hier [in England] bemächtigt sich der Massen mehr und mehr ein instinktiver Sozialismus, der glücklicherweise noch aller bestimmten Formulierung nach dem Dogma einer oder der andern sogenannten *Organisation* widerstrebt, sie also um so leichter von einem entscheidenden Ereignis annehmen wird. Es braucht nur irgendwo loszugehen, und die Bourgeois werden sich wundern über den versteckten Sozialismus, der dann ausbrechen und offenbar werden wird.«

Diese beiden Äußerungen kennzeichnen in Wahrheit den Geist, in dem wir von der *Independent Labour Party* unsere sozialistische Agitation betreiben; sie erklären, warum wir es ablehnen uns von den Arbeiterorganisationen zu trennen, um mit einer Gruppe sozialistischer Sektierer unter der Vorspiegelung einer *sozialistischen Einigung* zusammenzugehen, und sie verkündigen den Sieg der großen Emanzipationsbewegung der Arbeiterschaft in England, die schon begonnen hat.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

## FRANZ STAUDINGER · ZUR KRITIK DER WELT-ANSCHAUUNG

**U**NTER *Weltanschauung* versteht man denjenigen Bewußtseinszusammenhang, darin sich das Bild, das wir uns von der Außenwelt machen, mit unseren eigenen Gedanken, Gefühlen und Strebungen in Einklang zu setzen sucht. Diese Weltanschauung wird also erstlich tatsächliche Wahrheit über die gegenständlichen Beziehungen enthalten wollen, in denen wir uns mit dem übrigen Zusammenhang befinden, sie wird zweitens den Wert oder Unwert der gefundenen Wahrheit beurteilen, und sie wird drittens tatkräftig sein, indem sie uns drängt die unserm Willen zugänglichen Weltfaktoren unseren Bedürfnissen und Wünschen gemäß oder der Einheit gemäß zu gestalten.

Die Vorbedingung sowohl zu richtiger Beurteilung der Welt wie zu zweckmäßiger Einwirkung auf sie ist aber jedenfalls die genaue und richtige Erkenntnis von ihr und von unserm tatsächlich feststellbaren Zusammenhang mit ihr. Nur, wo wir sicher erkannt haben, können wir auch mit Erfolg einwirken. Daher die ungeheure Wichtigkeit der Wahrheitsfrage. Hier aber herrscht noch heute nicht nur eine ungemene Unklarheit, sondern auch noch ein ganz unglaublicher Mangel an Wahrheitsgewissen. Ganz wenige sind es, die den Mut gegen sich selbst wie gegen andere haben Meinungen, auf die sie seit langem festgelegt, und die mit ihrer Gefühlswelt verflochten sind, auch nur anzuzweifeln, geschweige denn abzuwerfen. Und selbst die, die dies einmal tun, beißen sich dann gewöhnlich nach der anererbten Methode in irgendeine neue Anschauung gerade ebenso dogmatisch fest wie einst in die alte. Der Dogmatismus herrscht nicht nur in den Reihen der Altgläubigen sondern auch noch in sehr umfangreichem Maß in den Reihen derer, die dem Fortschritt dienen wollen. Man sucht nicht nur die Welt nach seinen Wünschen zu gestalten, was ganz notwendig ist, sondern man formt auch die Auffassung von Welt und Leben eben diesen Wünschen gemäß.

Das aber ist die große Lüge, die wahrhafte Sünde wider den heiligen Geist. Zwar ist es ganz zweifellos und natürlich, daß uns nur unsere Interessen, ob es nun Neugierinteressen, wissenschaftliche oder praktische Interessen sind, zur Erforschung von Wahrheit spornen können. Aber wenn dies einmal geschehen ist, so darf bei der Erforschung der Wahrheit selbst kein Wunsch das

Ergebnis beeinflussen. Das ist der eigentlich richtige Sinn der Voraussetzungslosigkeit. Dies verkennt zum Beispiel die amerikanische Philosophenschule (James), und sie wird so Lehrerin der Lüge, ohne zu bemerken, daß der Wunsch hier dem eigenen Zweck im Weg steht. Darum muß Wahrheit die Grundlage der Weltanschauung sein. Aber zur Wahrheit führt kein leichter Weg. Man kann sie nicht wie Arznei mit dem Löffel reichen. Und zumal in einem kurzen Aufsatz lassen sich nur ein paar methodische Winke zur Bildung einer auf Wahrheit ruhenden Weltanschauung, läßt sich aber nicht diese selbst geben.

Wir haben gesehen: Unser Bewußtsein bestimmt Gegenstände dadurch, daß es auf Grund irgendwelchen Materials, wobei für die Außenwelt die Empfindung in erster Linie in Frage kommt, Beziehungen auf Objekte denkt, durch die es diese in einheitlichen, in sich einheitlichen Zusammenhängen anordnet. Das gilt nicht nur für die Außenwelt sondern für alles, was Erkenntnis heißen kann, vor allem auch für die Mathematik, auch für diejenige, die wie die sogenannte *Metamathematik* nur ein in sich geschlossenes System, aber keinerlei erkennbare Beziehung auf die Außenwelt zeigt. Das Material besteht aus Vorstellungen, das heißt irgendwelchen Bildern, die wir uns auf Grund der Empfindung oder durch konstruktive Verbindung herstellen, und eben den Beziehungen selbst, die wir *Gedanken* nennen. Diese flüchtigen und schwer faßbaren Gedanken können wir aber im reflektierten Bewußtsein selbst zu Vorstellungen, also zu Material machen, wobei wir uns gewöhnlich eine Bewegung oder eine Linienart symbolisch vorstellen, um sie daran festzuhalten und sie schließlich auch durch Worte bezeichnen, um sie mitteilungs-fähig zu gestalten. Nun können wir, wenn wir einmal ein wenig eingeübt sind, millionenfache Unterscheidungen und Verbindungen mittels des uns vorliegenden oder durch Erinnerung heraufzurufenden Vorstellungsmaterials selber schaffen, sei es in der konstruktiven oder freien Phantasie sei es in der Analyse wirklicher Wahrnehmungen. Man gebe einmal acht, welch ungeheure Mannigfaltigkeit von Figuren man aus einer gleichmäßig betupften Tapete herauslesen kann, gerade, schräge Reihen, Winkel, Kurven aller Art, Dreiecke Quadrate, Rhomben usw., und welche unendliche Mannigfaltigkeit von Wahrnehmungen man auf dem einfachsten Baumblatt in der Form, Färbung, Faserung usw. herauszuheben vermag. Wie aber, wenn wir nun im ersten Fall zufällig nur eine von den aus der Tapete analysierbaren Formen, etwa Rhomben, darin gesehen hätten und nun behaupteten, sie bestehe aus Rhomben? Machen es aber die-jenigen Denker im geringsten anders, die sich im Idealismus, Materialismus, Monismus, Dualismus, Pluralismus etc. festbeißen?

Jene Analyse schafft uns, ob sie willkürlich oder unwillkürlich statfinde, das Material zu allen möglichen Beziehungen. Die Beziehung aber ist die Hauptsache. In ihr liegt die Frage nach Wahrheit und Irrtum, niemals liegt sie im Inhalt der Vorstellungen als solchem. Diese Vorstellungen können deutlicher oder undeutlicher, stärker oder schwächer sein, aber niemals wahr oder unwahr. Sie sind da: das ist alles. Das Traumbild ist genau ebenso tatsächlich da wie das Bild des wirklichen Menschen, der vor mir steht. Der Irrtum beginnt erst, wenn ich das Traumbild auf eine wirkliche Anwesenheit des Freundes beziehe. Also in der Deutung der Vorstellung, nicht in ihr als solcher liegen Wahrheit und Irrtum. Wir hatten in einem frühern Beispiel das weiße Dachbild, das an Stelle des gestrigen braunen getreten war, als auf

Schnee deutend bestimmt. Nehmen wir aber nun an, wir sähen umblickend grüne Bäume ohne solchen Belag. Sofort würde unsere Beziehung abgewiesen, das heißt verneint, und es müßte gesagt werden: Es kann nicht auf das Dach allein geschneit haben; das muß etwas anderes *sein*. Nun stehen wir da. Wir haben die Beziehung auf ein wirkliches Haus zwar festgehalten, aber die Vorstellung des weißen Daches steht in der Luft. Es fehlt der zweite Anknüpfungspunkt. Ja, was ist das? fragen wir. Das wird gekalkt sein; sagt einer. Und dabei beruhigt man sich, da die Sache nicht wichtig ist, und man sonst wohl auf das Dach steigen müßte. Aber da kommt wohl die Nachbarin gelaufen und erzählt: Denken Sie sich, da haben wir uns mit Bekannten ein paar Sack Mehl vom Vetter aus der Mühle zum Engrospreis kommen lassen und stellen sie auf den Boden. Im Umsehen kommen die Kinder; steigen auf Leitern und Kasten an die Luken und werfen das ganze Mehl nach oben und unten aufs Dach, daß die Leute glauben sollen, es hätte geschneit. . . Da haben wir nun auf sehr unerwartete Weise den Schneefall *erklärt*. Aus diesen Beispielen aber zeigt sich drastisch, wie notwendig es ist die Vorstellungsbilder, die wir haben, von deren Deutungen auseinanderzuhalten und nirgends zu behaupten, wir sähen Schnee, schmeckten Zucker usw. In den meisten Fällen haben wir nun freilich seit früher Jugend die richtigen Deutungen gelernt, so daß wir sie ebenso mit dem Vorstellungsbild zusammendenken wie den Gedanken eines Satzes beim Hören oder Lesen der Worte. Aber es ist kaum verständlich, daß es Philosophen, sogar kluge Leute wie Avenarius, Mach und andere gibt, die diese Tatsache verkennen.

Diese Unterscheidung dürfte geradezu unerläßlich sein, wenn wir von Weltanschauung reden wollen. Denn diese natürliche Weltanschauung ist doch schließlich wenigstens in weitem Umfang die Grundlage auch der philosophischen Weltanschauungen, wenn bei diesen auch freilich noch andere aus dem Innenleben geschöpfte Bestandteile hinzukommen. Wenn wir also hier beim Fundament nicht ganz klar über den Sachverhalt sind, so können wir nicht weiter kommen. Wir müssen hier festhalten, daß die unwillkürliche oder absichtliche Analyse der besonderen Vorstellungen, die von den verschiedenen Sinnen herkommen, und deren Deutung durch das beziehende Denken die Außenwelt erst zu dem Zusammenhang gemacht haben und fortwährend machen, durch den wir Welt wahrnehmen. Wir erhalten in diesem Zusammenhang ein Einzelding, indem wir die verschiedenen direkten Sinnesqualitäten und allerhand indirekt erschlossene Eigenschaften als Schwere, Porösität, Wärmeleitungsvermögen etc. auf ein an einer bestimmten Raumstelle befindliches *X* beziehen, das nun durch alle diese Bestimmungen und vielleicht im Lauf der Zeit noch durch viele andere bestimmt wird und damit als wirklicher Gegenstand gelten muß.

Bei dieser Gegenstandsbestimmung ist also vor allem der Ort maßgebend, darauf wir die Vorstellungen beziehen müssen, dann die Zeit, endlich aber sind es vor allem die beiden bei dem Hausbild betrachteten Bestimmungen von Dauer und Veränderung. Eben damit, daß wir das heutige Hausbild und das gestrige dem selben Gegenstand zuerkennen, urteilen wir ja, wie gezeigt, daß er *unabhängig von den zufälligen Wahrnehmungen dauert, also von unserer Bewußtheit und, sagen wir ruhig, auch von unserm Bewußtsein unabhängig existiere*. Aber die Veränderung? Wir hatten zwei verschiedene Bilder, das eine mit braunem, das andere mit weißem Dachbild. Trotz dieser Verschieden-

heit haben wir auf das selbe Haus bezogen, da es an der selben Stelle steht, und da wir es doch für allzu unwahrscheinlich halten, daß es über Nacht mit einem andern vertauscht worden wäre. Aber indem wir das taten, haben wir ja zwei verschiedene Bilder auf den selben Gegenstand bezogen. Es ist etwas anderes hinzu-, etwas Vorhandenes weggekommen. Das, was wegkam, beziehen wir in unserm Fall unter die weiße Decke. Aber das, was hinzukam? Nun, dem müssen wir genau den selben Zusammenhang mit irgendeinem X zuerkennen, wie wir dem heutigen Haus den Zusammenhang mit dem gestrigen zuerkennen. Aber womit? Beim Haus konnten wir zwei Bilder verbinden, hier hatten wir statt eines gestrigen Bildes eine leere Stelle, das heißt aber eine Frage. Diese Frage ist die Kausalfrage, wie wir sie nennen. Jede Veränderung hat eine Ursache, so sagen wir. Wir sehen aber, daß diese Ursachenfrage schon in der Wahrnehmung der Veränderung selbst steckt, daß wir ohne sie gar keine Veränderung auch nur wahrnehmen. So ist die Deutung auf einen dauernden Zusammenhang, sowohl bei dem gleich bleibenden wie bei dem veränderten Wahrnehmungszusammentreffen die Grundlage. Das heißt also: Es muß die Identität des Zusammenhangs gewahrt bleiben. Und diese Identitätsverknüpfung nennen wir bei gleichbleibendem Zusammenhang *Substanz*, bei sich änderndem *Kraft* oder *Energie*. Ostwald will ja beide Formen *Energie* nennen. Das ist aber nur eine wissenschaftliche Zweckmäßigkeitsfrage.

Die Identität: das ist der Kern der Sache. Identisch ist ein Gegenstand, sofern für ihn zeitlich oder räumlich oder sonst verschiedene Bestimmungen gelten. Diese Identität des Zusammenhangs muß überall hergestellt werden. Und wenn das zunächst in der bloßen Vorstellung, später in der genauen Berechnung geschehen ist, so sind wir sicher die richtige Erkenntnis zu haben. Darin besteht das ungeheure Verdienst Lavoisiers, Robert Mayers und Helmholtz', daß sie die Sätze, die Kant philosophisch aufgestellt hat, wonach bei allem Wechsel die Substanz beharrt, und deren Quantum in der Natur weder vermehrt noch vermindert wird, für Gleichbleiben wie für Veränderung durch Experiment und Rechnung gesichert haben. Hier stimmt also die philosophische mit der naturwissenschaftlichen Feststellung vollkommen überein, wie Rechnung und Probe. <sup>66</sup> Daher ihre Überzeugungskraft. Daraus aber ergibt sich, daß wir von Kausalität nur da reden können und dürfen, wo wir eine Veränderung wahrnehmen. Es ergibt sich damit aber auch, daß die Feststellung des Kausalzusammenhangs das einzige Erklärungsmittel ist, das wir für den Weltzusammenhang besitzen. Wir können daher einzig und allein Veränderungen in der Natur erklären, nicht die Natur selbst, wie wir auf dem geistigen Gebiet ebenfalls nur durch Substitution von Identitäten erklären können. Erklärung einer Wortbedeutung ist ja auch nichts anderes als die Identifizierung ihrer Beziehung mit der Beziehung anderer Vorstellungen. Im Raum ordnen wir die Gegenstände zusammen. Da gibt es bloß eine Beschreibung, aber keine sonstige Erklärung. Wenn wir Begebenheiten bloß nach ihrer Zeitfolge mitteilen, so beschreiben wir, aber erklären wir nichts. Man könnte nun freilich auch, wie schon geschehen ist, die Feststellung ursachlicher Zusammenhänge als bloße Beschreibung bezeichnen. Das ist eine Wortfrage. Aber wir werden wohl besser tun bei kausalen und bei logischen Erklärungen — zum Beispiel der Mathematik, wo die identische Substitution einen Fortgang darstellt — dieses Wort beizubehalten. Damit ist aber gesagt, daß wir vom Raum, von der Zeit, von der Kausalität und Substantialität als solcher, vom Leben als bloßer Tatsache, vom Denken, Fühlen und Wollen als bloßen Tatsachen, sowie von der

Welt als *Ganzem* keine Erklärung beanspruchen und erwarten können. Nur wenn wir fragen wollen, welchen Zusammenhang etwas in Raum und Zeit habe, oder wie das Leben etwa auf der Erde entstanden sein möchte, ist Erklärung möglich. Die sogenannten *Vitalisten* spotten ihrer selbst, indem sie dem Kausalprinzip noch ein vitalistisches als Grund der Lebenserscheinungen gegenüberstellen. Denn damit stellen sie ja gerade erst recht das Leben unter den Kausalbegriff, freilich unter einen solchen, mit dem genau so wenig anzufangen ist wie mit der Erklärung durch den Hexenmeister.

Aber nun bleibt für diese ganze Kausal- und Substanzfrage noch ein schwieriger Punkt übrig. Die Tatsache besteht, daß wir nur durch Anwendung der Kausal- respektive Substanzbeziehung jene Ordnung in unsere Vorstellungen bringen können, durch die wir das Bewußtsein einer Welt außer uns gewinnen. Wir haben diese Methode seit so früher Jugend und so unvermerkt geübt, daß uns die Sache ganz selbstverständlich erscheint, und wir haben unser im groben doch einhelliges Weltbild dadurch gewonnen. Aber wenn wir nun zur kritischen Selbstbesinnung kommen, so fällt uns auf, daß wir bei dieser Beziehung doch im Grunde sehr selbstherrlich und gleichzeitig sehr unvorsichtig verfahren. Was veranlaßt uns denn eigentlich zwei oder mehrere gleiche Sinneseindrücke auf den selben Gegenstand zu beziehen? Warum belassen wir es nicht bei der jeden Irrtum ausschließenden Tatsache der einzelnen Eindrücke selbst? Nun, dann hätten wir ein Sammelsurium, mit dem nichts anzufangen wäre. Indem wir Eindrücke bewußt empfinden, haben wir jedenfalls, wie wir bei unvermuteten Eindrücken auch als Erwachsene oft erleben können, das Bewußtsein einer erlittenen Veränderung. Diese aber scheint auf einen Gegenstand zu deuten, mit dem sie in Zusammenhang steht. Wenn nun eine gleiche Veränderung zum zweitenmal kommt, bezieht sich, wie gezeigt, das Bewußtsein hierauf zurück und überträgt nun den Zusammenhang, in dem es sich selbst mit der frühern gleichen Vorstellung weiß, auch auf den Zusammenhang eines gleichen Gegenstands außer sich. Ihn charakterisiert es damit als die Ursache dieser Eindrücke und bezeichnet ihn durch die Wirkungsweise, die er auf uns ausübt. Die Übertragung des Bewußtseins vom eigenen Zusammenhang mit der frühern gleichbezogenen Vorstellung dürfte also der eigentliche Grund des Substanzbewußtseins sein, das hier mit dem Kausalbewußtsein zusammenfiel. Ich weiß mich als Zusammenhang zwischen der jetzigen und der frühern Vorstellung, also muß, da sie gleich ist, auch deren Ursache mit der der frühern in gleichem Zusammenhang stehen: Das etwa wäre der unreflektierte und ist meist der reflektierte Schluß, den wir ziehen. Aber dieser Schluß aus der Wirkung auf die Ursache ist trotz jener endlichen Einigung in vielem ein Leidensweg und geht nur durch die stete Korrektur tausendfacher Irrtümer einer allmählich größern Sicherung unserer Erkenntnis entgegen. Die Kindheit greift kritiklos nach dem Mond als nach einer Spielscheibe, und die Wissenschaft hält verschiedene chemisch gleich zusammengesetzte Zuckerarten für die selben, bis der Polarisationsapparat zeigt, daß die einen rechts, die anderen links drehen. Erst eine neue, analytische Unterscheidung schafft die Möglichkeit der Korrektur einer früher irrigen identischen Beziehung bei der Wissenschaft nicht minder wie schon beim Kind.

So sind wir bei aller Redlichkeit des Wahrheitsgewissens doch nicht vor grobem Irrtum gesichert. Bei den wichtigsten Dingen bekommen wir die Wahrheit nicht so rasch, und wir beziehen oft mit bestem Gewissen das gleiche auf die

selben oder gleichartige Gegenstände, so daß wir vielleicht Gift statt des Labetrunks erhalten. Und glücklich noch, wenn die schärfere Kontrolle die Differenzen direkt oder indirekt zeigen kann. Gerade auf den Gebieten des schlimmsten Aberglaubens kann sie das leider nicht, weil da die Kontrollinstanzen fehlen. Und darum hält er so fest. Das ist der Dornenweg unserer Erkenntnis. Aber trotz dieses Leidensgangs haben wir doch ein Weltbild, über das wir im wesentlichen eins sind, und wir haben uns mit vereinten Kräften im Lauf der letzten Jahrhunderte und besonders im letzten Jahrhundert eine Wissenschaft zusammengebaut, die uns bei all ihren Mängeln die Hoffnung gibt, daß wir auf dem Weg, den sie mit ihren Hilfsmitteln, heuristischen Prinzipien, Hypothesen, Theorien, Experimenten einschlägt, Stück um Stück weiterkommen. Und ebenso beginnen wir wesentlich auf den Schultern Marxens in die Zusammenhänge des Menschenlebens einzudringen und hier Stück um Stück die Mittel zu entdecken, um als freie Menschen in menschlicher Gemeinschaft zusammenzuleben und das Prinzip gegenseitiger Hilfe an Stelle des bestialischen Kampfes mit mörderischen Waffen setzen zu können. Nunmehr aber erobern wir auch allmählich mittels der Erkenntniskritik das Bewußtsein der Methode, nach der wir über wahr, wahrscheinlich, möglich oder unmöglich zu urteilen haben. Da müssen wir freilich bei Wirklichkeitsurteilen stets darauf gefaßt sein, daß eine neue Analyse uns das alte Urteil aufzuheben zwingt. Nur bei mathematisch nachgewiesenen Bestimmungen sind wir gesichert. Deshalb können wir bei Sachurteilen nicht vorsichtig genug sein und müssen immer wieder zweifeln und prüfen. Wir müssen hier immer darauf gefaßt sein, daß da noch vieles möglich sein mag, wovon wir uns heute noch nichts träumen lassen können.

Aber die gewonnene Methode zeigt uns wenigstens die Bedingungen des Zusammenhangs, in dem sich alle Wahrheit für uns befinden muß, und bildet eine Kontrollinstanz, durch die wir absolut unbegründete Urteile bei uns und bei anderen methodisch, nicht bloß gefühlsmäßig abweisen können. Wir werden daher zum Beispiel bei Behauptungen wie die, daß jemand das Vieh behext habe, oder bei sonstigen wunderbaren Aussagen nicht mit der landläufigen Redensart kommen, so etwas sei unmöglich. So zuchtlos auch solche Angaben sind, Erfahrungen wie die hypnotischen Erscheinungen, die tatsächlich ein Behexen sind, lassen diese Form des Einwands nicht zu. Man muß hier wie bei anderen aus der Luft gegriffenen Behauptungen den Behauptenden zum Nachweis auffordern und, wenn er den nicht erbringen kann, oder wenn er sich gar direkt als Schwindler erweist, ihn darauf festnageln. Es ist nämlich eigentümlich, daß gerade bei den aus blauester Luft gegriffenen Urteilen über jenseitige Dinge die Kontrollinstanzen des Zusammenhangs mit der Erfahrung gänzlich fehlen. In dem Augenblick, wo wir da behaupten, das sei nicht wahr, mutet uns der Betreffende mit Blitzesschnelle zu, das sollten wir beweisen, und das können wir dann nicht. Wenn wir dagegen ihn zum Beweis auffordern, und er drückt sich mit leeren Ausflüchten um die Sache herum, so haben wir ein Recht ihm zu sagen, es sei gewissenlos etwas über Himmel und Hölle zu behaupten, wovon man so viel wie von Herrn Schwerdtleins Tod weiß. Aber nicht nur transzendente Behauptungen, sondern auch die so landläufigen willkürlichen Deutungen von Mienen und Handlungen des Nebenmenschen gehören hierher. Die bisherige Erziehung hat hier gar nicht erzogen, im Gegenteil.

Sodann werden wir durch methodische Betrachtung gewarnt, daß wir nicht

bloß methodische, für die Untersuchung einer Sache oder für deren Betrachtung von einer bestimmten Seite aus ganz richtige Begriffe zu absoluten Bestimmungen der Dinge selbst machen. So sind die Streitfragen über das Ganze und den Teil, das Unendliche, Stoff und Form usw. nichts mehr als einfache Vexierfragen. Dem Ganzen eines Sonnensystems gegenüber ist der Weltkörper ein Teil, diesem gegenüber die Individuen auf ihm, diesen gegenüber die Organe und Zellen, bis wir an den vorläufig letzten der heute bestimmbaren Teile, die Elektronen, kommen. Ob wir also die Welt aus Teilen zusammengesetzt oder die Teile als bloße Modifikationen im kontinuierlichen Weltzusammenhang betrachten, das hängt von dem Zweck der Untersuchung ab. So ist es bei der Frage, ob die Gesellschaft sich aus den Individuen zusammensetzt, oder diese nur in der Gesellschaft begriffen werden könnten. Das ist kein *Entweder-Oder*, sondern je nach der Betrachtung so oder so. Und wenn wir vom *Weltganzen* reden, so ist das nur ein bildlicher Ausdruck. Denn wir können die Welt nicht als abgeschlossenes Ganzes in die Erkenntnistasche stecken, da wir sie nicht begrenzen können. Sie ist unendlich, sagen wir. Und hier lauert eben der methodische Fehler, daß wir das Unendliche als positiv unbegrenzt statt als von uns unbegrenztbar ausgeben. Die Mathematik ist da vorsichtiger, indem sie *unendlich groß* oder *klein* das nennt, was größer oder kleiner als jede angebbare Größe ist. Das selbe, was vom Ganzen und Teil gilt, gilt auch für Materie und Form, worauf ja auch Marx aufmerksam macht. Auch das Nichts erweist sich als methodische Abstraktion, nicht aber als Begriff für Absolutes, das man, wie Hegel tut, zugrunde legen könnte. Reine Formen sind Abstraktionen zu bestimmten methodischen Zwecken, nie aber metaphysische Unterlagen des Weltzusammenhangs. Dietzgen ist geradezu unerschöpflich die Relativitäten der Betrachtungsweise zu betonen, die nicht auf die Sachen zu übertragen sind, wenn er auch leider selbst den Weltzusammenhang, auf den wir erst im Lauf der Erkenntnis kommen, voreilig zu deren absoluter Grundlage gemacht und damit die Gesichtspunkte des erkannten Daseins und des Erkennens mit einander vermengt hat.

Aus all diesen Erörterungen ergibt sich aber vor allem, daß die zu Anfang des ersten Aufsatzes genannten *-ismen* nichts sind als methodische Begriffe, die ihre rechtmäßige Befugnis überschritten haben. Für methodische Weltanschauung gibt es keinen Materialismus und keinen Idealismus, keinen Monismus, keinen Dualismus und keinen Pluralismus sondern nur den genannten Zusammenhang, in dem je nach Betrachtung einmal der eine, einmal der andere der genannten Faktoren in den Vordergrund tritt. So gibt es vor dem Forum der Methodik auch keinen Theismus und keinen Atheismus, keinen Deismus und keinen Pantheismus in der metaphysischen Bedeutung dieser Worte. Der Quell aller der phantastischen Außengötter, der vermeinten Ergänzungen oder Feinde des im Gewöhnlichsten wie im Höchsten in der Seele des Menschen wohnenden Einheitsdrangs sind hier ebenso abzuweisen wie alle die metaphysischen Systeme, die sich herumschlingen. Der Einheitsdrang selbst, dieses wunderbare Streben uns im Denken, Fühlen und Wollen sowohl in der eigenen Seele wie in der menschlichen Gemeinschaft und mit dem Bereich unserer sonstigen Erkenntnis harmonisch zusammenzuschließen, ist zweifellos das Höchste für uns, ist tatsächlich vorhanden. Und ebenso zweifellos ist es, daß er mit dem Weltzusammenhang in irgendwelcher Beziehung steht, da wir ja mit dieser Fähigkeit aus ihm hervorgegangen, in ihm verflochten sind. Aber in diesem Zusammenhang fehlt uns eben der zweite Gleichsetzungspunkt, den

wir festlegen, und mit dem wir unser Geistesleben kausal zusammenschließen könnten. Wir können wohl bei unseresgleichen die analoge Fähigkeit, bei den höheren Tieren Spuren davon erschließen. Aber dann hört es auf. Was im objektiven Weltzusammenhang dieser Fähigkeit entsprechen möchte, davon wissen wir nicht das Allermindeste, und wir müßten daher in oder über ihm etwas erdichten, womit wir uns in Zusammenhang setzten. So machten und machen es ja noch große Massen. Aber dem Methodiker geht das wider sein Wahrheitsgewissen. Er sagt hier ergeben: Ich weiß nicht.

Indes, was verschlägt es denn auch praktisch, wenn wir das nicht wissen? Haben wir nicht diesen innern Gott ebenso klar und unbezweifelbar, als wenn wir ihn an einen äußern Gott oder sonstwie anknüpfen möchten? Ihm zu folgen ist tatsächlich Religion, der Quell alles dessen, was bisher *Religion* hieß, auch ohne die Phantasmen, die naive oder spekulierende Metaphysiker als Gewänder darumgelegt haben. Ja, wir dürfen wohl sagen: Wir haben genau so viel Religion wie wir uns tatsächlich dazu treiben lassen uns in uns selbst und mit unseren Mitmenschen in Einklang zu setzten. Die soziale Gemeinschaft unter den Menschen und uns in ihr in immer weiterm Maß zu verwirklichen: das ist das Ziel der Religion. Das dürfte mit dem Streben der Religionsstifter auf das genaueste übereinstimmen, die da alle Menschen für Brüder erklärten. Nun mag man darin verschieden empfinden, ob es angemessen ist diese innere Tatsächlichkeit, die übergreifend uns als Menschen unter einander und mit der Welt verbindet, durch feierliche Symbole zu bezeichnen, oder ob es genügt lebendig im Geist der Einhelligkeit zu wirken. Jedenfalls kann man die religiöse Symbolik, solange sie sich dieses ihres Wesens bewußt bleibt, nicht verwerfen, und man kann es dem Gewissen und Belieben eines jeden anheimgeben, welche Symbole er verwendet. Solche Feier aber befriedigt im Grunde nicht das Einheitsstreben selbst sondern nur das ihm entsprechende Fühlen. Sie vermag allerdings durch dies Fühlen bei rechter Handhabung auch das Streben zu erwecken. Aber die Gefahr liegt nahe, daß der Mensch glaubt, er habe Religion geübt, wenn er nur in feierlichen Gefühlen schwelgte; und das muß vermieden werden. Entschieden ablehnend dagegen muß unser Urteil sein, wenn die religiösen Formen oder gar die damit zusammenhängenden Überlieferungen als Wahrheiten mitgeteilt werden und den Anspruch erheben, daß man sie glauben muß. Denn damit wird gerade der Trieb nach Wahrheit, die eigentliche Bedingung wirklicher Religion, verfälscht und erstickt. Und wo gar der Streit um die Kleiderkammer der Religion einsetzt, da entflieht sie selber größtenteils aus den Seelen, und irreligiöser, menschentrennender Haß zieht ein. Gänzlich verschwunden ist sie dann da, wo die Religionsform zu Herrschaftszwecken in die Seelen gestampft wird, und der Zweifler sich hereinturnt, weil er sonst leiden muß.

Wohl streiten auch die Bekenner undogmatischer Religion um Wahrheit. Aber dieser Streit will im Gegensatz zum dogmatischen Streit nicht vorgefaßte Meinungen durchsetzen sondern Gründe entfalten, damit man dadurch weiterkommt. Der Dogmatiker hat eine feste, aufdrängbare, der Methodiker eine ewig werdende, freie Wahrheit. Hierin besteht der eigentliche Kernunterschied der werdenden methodischen von der bisherigen dogmatischen und spekulativen Weltanschauung in allen ihren Formen. Die Methode geht Schritt um Schritt, nie den festen Boden verlierend, voran und baut in das noch unerforschte Gebiet nur Versuchsbrücken, um zu sehen, ob sie wirklich weiter-



helfen. Aber mit dem Bewußtsein, daß sie nicht mehr sind als das. Die alte Zeit dagegen heftete alsbald irgendein *Prinzip* Gott oder Materie weitab an den Sternen an, um die Wirklichkeit nach diesem Prinzip zu vergewaltigen. Sie empfand es als unerträglich das, was sie zu wissen wünschte, nicht wissen zu können, und setzte da, wo sie nicht weiter konnte, diktatorisch ihre Phantasieen ein. Sie verschloß damit die Probleme statt sie zu öffnen und beraubte sich so der Möglichkeit der weitem Erforschung. Wir dagegen öffnen die Probleme, wie sie auch heißen mögen, und stellen sie neben einander nebst den etwaigen Möglichkeiten ihrer habhaft zu werden, ob sie uns lieb oder feind sind. Und wenn wir dabei bemerken müssen, daß sich im selben Umfang wie sich die Kugel unserer Erkenntnis erweitert auch notwendig die Berührungsfläche mit dem noch Unbekannten, also der Bereich der Probleme erweitern muß, so wissen wir, daß wir nur so vorwärtskommen können und ergeben uns drein. Methodischer Fortschritt in menschlichem Zusammenwirken, nicht dogmatisches Gezänke: das muß überall der Leitstern unseres Strebens zur beginnenden Menschheit sein. In diesem Streben nach Einhelligkeit auf allen Gebieten und im Zusammenhang aller Gebiete haftet unsere Weltanschauung.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

## HENRIETTE FÜRTH · DIE FRAUEN UND DAS SOZIOLOGISCHE GESCHLECHTSPROBLEM



ANN und Weib sind auch Geschlechtswesen. Das Weib ist aber durch eine ganze Reihe von Lebensvorgängen, deren wichtigster die Mutterschaft ist, der Geschlechtssphäre weit stärker verhaftet als der Mann. Diese Abhängigkeit geht so weit, daß, wenn andere wichtige Gebiete der Lebensbetätigung sich der Frau verschließen oder ökonomisch unfruchtbar für sie werden, sie leicht in Gefahr gerät nicht auch sondern nur Geschlechtswesen zu werden. Das ist der Fall bei der Prostituierten. Ebenso wie es, nur unter anderer Aufschrift und sozialer Wertung, bei all den Ehefrauen begüterter Kreise der Fall ist, die nicht einmal Hausfrauen sondern lediglich Weibchen, das ist Gebärerin und daneben Spielzeug des Mannes, sind und oft nicht einmal Mutter sein wollen. Die Betroffenen und Betroffenen werden das nicht gelten lassen wollen, und der Widerspruch, den diese aus dem Zusammenhang gerissene Behauptung auslöste, wäre ein Beweis für einen im Unterbewußtsein wirksamen gesunden Instinkt, der sich dagegen zur Wehr setzt Geschlechtswesen und nichts sonst sein zu wollen. Auch wäre diese Abwehr ganz berechtigt, da nicht der oder die einzelne, sondern die ökonomische und soziale Entwicklung diese Verirrung verschuldet hat.

Machen wir uns das an einigen Beispielen klar. Wir gingen davon aus, daß Mann und Frau auch Geschlechtswesen seien. Eine ethnologische Umschau liefert uns Belege die Fülle, daß auch beim Weib die geschlechtliche Funktion so lange an die zweite Stelle tritt als es wichtige Aufgaben im Produktionsprozeß zu erfüllen hat. Solange die Frau als Arbeitskraft unentbehrlich ist, ist sie Geliebte nur im Ausnahmefall und Mutter nur im Nebenamt. Sie ist »bei allen niederen Jägervölkern kein ... bloßes Geschlechtswesen; mehr noch als ihr Geschlechtscharakter wird ihre Arbeitsleistung geschätzt.«<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Siehe Cunow *Die ökonomischen Grundlagen der Mutterherrschaft in der Neuen Zeit, 1897-1898*, 1. Band, pag. 112.

»Zwischen den beiden Geschlechtern hat eine völlige Arbeitsteilung stattgefunden. Der Mann baut die Hütten und Kanoes, jagt, fischt, verfertigt Netze, Waffen und Jagdgeräte. Der Frau fallen alle eigentlichen Hausarbeiten zu; ferner holt sie Brennholz, gräbt Wurzeln, sucht Beeren, Eicheln, Kastanien und Früchte und verfertigt alle Gefäße und alle Kleidung. In den Küstengegenden hilft sie außerdem vielfach zur Laichzeit beim Fang, Einbringen und Trocknen der Lachse. . . . Gerade dieser Nutzwert des Weibes aber läßt es dem Vater rätlich erscheinen seine Tochter, für die stets genug Arbeit im eigenen Haushalt vorhanden ist, nicht ohne eine ihren Nutzwert aufwiegende Gegenleistung beziehungsweise Entschädigung zur Heirat wegzugeben. . . . Vielfach ist der junge Mann nicht imstande das hohe Muschelgeld aufzubringen, das der Vater seiner Erwählten fordert. In solchem Fall wird ihm dann wohl vom Vater die Tochter gegen eine Teilzahlung überlassen -- doch unter der Bedingung, daß er sie nicht mit sich nimmt sondern zu seinem Schwiegervater zieht und zu den Kosten des gemeinsamen Haushalts fleißig beiträgt. . . . Die Kaufsumme, die er [der Salomoninsulaner] für sie [sein Weib] hat bezahlen müssen, hat ihn jahrelange Arbeit gekostet, und sie repräsentiert meist für ihn ein so kolossales Vermögen, daß er sich einer gewissen Rücksichtnahme gegen sein Ehegespons befleißigt. . . . Dagegen wird auf den Vitiinseln fast alle Plantagenarbeit von den Männern verrichtet, die Tätigkeit der Frau ist auf die häuslichen Arbeiten, die Anfertigung der Hausgerätschaften und den Fischfang mit kleinen Handnetzen . . . beschränkt. Dieser der heutigen modernen Auffassung nach allein der *Weibesnatur* angepaßten Arbeitsteilung entspricht eine durchaus niedrige soziale Stellung der Frau.«<sup>2)</sup>

Die Beispiele könnten gehäuft werden. Sie könnten durch Hinweise auf die germanische Frühzeit und das deutsche Mittelalter ergänzt werden, die der Ehefrau ein erhebliches Maß von hauswirtschaftlicher und produktiver Arbeit aufbürdeten und sie dementsprechend als Arbeitskraft hochschätzten. Und es könnte gerade an der Arbeitswertung unserer Zeit, die der Ehefrau als solcher keine produktive Arbeit mehr übriggelassen und ihr innerhalb der besitzenden Schichten auch fast jede Art hauswirtschaftlicher Betätigung abgenommen hat, erwiesen werden, daß nahezu überall der wirtschaftliche Wert und Nutzen des Weibes für seine Stellung und Beurteilung ausschlaggebend war, während die Geschlechtsfunktion von gar keiner oder höchst untergeordneter Bedeutung ist.

Als neuen überzeugenden Beweis für die Richtigkeit dieser Unterstellung sehen wir vor unseren Augen eine höchst bezeichnende Umkehr sich vollziehen: Mit dem Masseneintritt der Frau in die erwerbende, wertschaffende Produktionsarbeit erhöht sich zusehends ihr wirtschaftlicher und damit ihr gesellschaftlicher Wert und die ihr zugeteilte Wertschätzung. Das Weib als Geschlechtswesen tritt davor zurück, wenschon die Unbilden der Übergangszeit (geschlechtliche Ausbeutung der zwar erwerbstätigen, aber im Vergleich zu ihrer Leistung und ihrem gerechten und notwendigen Unterhaltsanspruch zu gering entlohten Frau) nicht mit einem Schlag überwunden werden können. Die innere Übereinstimmung der Entwicklungsreihen von früher und jetzt zeigt uns den Weg, den wir zu gehen haben. Wir müssen der Frau ihre alte Würde als Arbeitsgenossin des Mannes wieder erringen. Die gesellschaftswirtschaftliche Funktion des Weibes muß völlig von seiner geschlechtlichen getrennt, und der Frau das geschlechtliche Verfügungsrecht über sich und ihre Nachkommenschaft, nur eingeschränkt durch Erwägungen biologischer und Forderungen rassehygienischer Art, eingeräumt werden. Damit haben wir zugleich eine ganz neue Stellung zum Eheproblem gewonnen.

Die Ehe und die von ihr ausgehende Familie ist heute nicht mehr Produktions-

<sup>2)</sup> Siehe Cunow, loc. cit., pag. 134, 135, 180, 181.

sondern nur noch Konsumtionsgemeinschaft von wenig fortbildungsfähigem Gepräge, und es deutet mancherlei darauf hin, daß sie in ihrer Form als Einzelhaushalt nicht mehr allzu lebensfähig ist und durch genossenschaftliche Veranstaltungen (Einküchenhaus und dergleichen) ersetzt werden muß. Daneben wird die sogenannte *gesetzliche Unterhaltspflicht* des Hausvaters für die Familie je länger je mehr zu einer bloßen Fiktion, und es ist heute schon in Millionen Fällen Tatsache und wird immer mehr die Regel, daß neben Söhnen und Töchtern auch die Ehefrauen zum Unterhalt der Familien beitragen müssen: Vom Jahr 1895 bis zu 1907 hat sich die Zahl der im Hauptberuf erwerbstätigen Ehefrauen von stark 1 auf nahezu 3 Millionen erhöht. Mit alledem ist der Untergang der ökonomisch verankerten Ehe besiegelt. Muß das mit einem Untergang der Einehe und der auf ihr beruhenden Familie verknüpft sein? Nichts wäre irriger als diese Annahme. Die Ehe war früher vorwiegend Arbeitsgemeinschaft. Sie wurde vorübergehend vorwiegend Geschlechtsgemeinschaft. Innerhalb beider Phasen hat sie in sich und aus sich eine Reihe von Lebensbereicherungen entwickelt, von denen die individuelle Liebe<sup>3)</sup> und das ethische Ideal als die vornehmsten zu nennen sind. Ehe und Familie haben mehr zur Differenzierung des Menschengeschlechts beigetragen als irgendeine andere gesellschaftliche Einrichtung. Die mit der Absicht auf lebenslängliche Dauer geschlossene Einehe ist jeder andern Form der Geschlechtsbeziehungen überlegen und vorzuziehen. Um aber die in der Monogamie liegenden sittlichen und gemeinschaftsbildenden Möglichkeiten ganz zu erschließen, bedarf es anderer Organisationsformen der Ehe als sie heute gegeben sind. Heute ist die Ehe in ungezählten Fällen nichts anderes als ein Zwangsinstitut, eine Sklavenkette, die nur widerwillig getragen wird und als Gegengewicht Untreue und Prostitution geradezu hervorruft.<sup>4)</sup>

Es ist unnötig auf die Einzelheiten der vielumstrittenen und daher allen geläufigen Fragen der Eheordnung näher einzugehen. Es kam hier nur darauf an noch einmal auf die in der Einehe vorhandenen gemeinschaftsbildenden und daher soziologisch wertvollen Momente hinzuweisen. Ein neuer Feind aber ersteht ihr. Wir haben gesehen, daß sie ökonomisch so schlecht fundiert ist, daß zu ihrer oder vielmehr der Aufrechterhaltung eines geordneten Familienlebens und der wirtschaftlichen Familienexistenz alle verfügbaren Arbeitskräfte einschließlich der Familienmütter dienstbar gemacht werden müssen. Das ist nicht zu vermeiden und wird, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, in absehbarer Zeit nicht anders werden. Sollen daher nicht alle in der Familie vorhandenen ethischen und sozialen Werte und Entwicklungsmöglichkeiten in Frage gestellt oder ganz und gar ausgeschaltet werden, so bedürfen wir der Familienergänzungen, die in Form von Mutterschutz, von Säuglings- und Kinderfürsorge da einzutreten haben, wo die Kraft des einzelnen notwendig versagen muß.

Alle diese Dinge können aber nur als Ergänzungen und nicht als Ersatz der Familie in Frage kommen, was von denen gefordert wird, die die Familien-

<sup>3)</sup> Es gibt zwar auch heute noch Skeptiker genug, die die Auffassung vertreten, daß Ehe und Liebe nichts mit einander zu tun hätten. Das kann ich aber auch vom rassenbiologischen Standpunkt aus darum nicht zugeben, weil damit meines Erachtens bei der Zeugung die instinktsichereren Imponderabilien ausgeschaltet werden, die, wie das Beispiel der Unehelichen dartut, die natürliche Lebenserwartung und die Rassenwertigkeit des Nachwuchses günstig beeinflussen können.

<sup>4)</sup> Siehe darüber auch meinen Artikel *Neue Ethik?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1908, 3. Band, pag. 1613 ff.

erziehung durch die Aufzucht in staatlichen Erziehungsanstalten ersetzen wollen. Ellis sagt darüber folgendes:

»Mancher theoretische Philanthrop hält nichts für einfacher als die bestehenden Ubelstände der Kinderaufziehung durch staatliche Pflegeanstalten zu beheben, die sofort die Mütter von allem befreien sollen, was mit der Fortpflanzung der Rasse verbunden ist und die Kinder, unabhängig von der Familie, hygienisch, ökonomisch und rationell aufziehen sollen. Nichts scheint einfacher zu sein, aber nichts ist vom psychologischen Standpunkt aus falscher. . . . Ein Staat, der es unternimmt die ihn bildenden Individuen von ihren natürlichen Funktionen und Verantwortlichkeiten zu befreien, ist etwas ganz anderes als ein Staat, der dem einzelnen behilflich sein will seine biologischen und sozialen Funktionen in vollkommener Weise zu leisten. Ein Staat, der es den Müttern möglich macht während der Schwangerschaft zu ruhen, erfüllt eine vernünftige Aufgabe, ein Staat, der den Müttern ihre Kinder ab und ihre Pflege auf sich nimmt, treibt mit philanthropischer Absicht etwas Absurdes.«<sup>5)</sup>

Das individuelle und individualisierende Moment der engsten Lebensgemeinschaft innerhalb der Familie darf nach meiner Überzeugung bei der Aufzucht des Nachwuchses nicht ausgeschaltet werden. Auch für die Kinder gilt alles das, was von der Ehe gesagt worden ist. Hinzuzufügen ist, daß nur das innige Miteinander- und das daraus folgende Verwachsensein von Erzieher und Zögling eine Gewähr für die Auslösung der besten Lebenswerte ist. Und ferner, daß nur das ein Eigenwert auch für uns, die Erzieher, und ein unlöslicher Bestandteil unsers Seins werden kann, was wir hart erobert und teuer bezahlt haben, und was uns nun im Kind als der Abglanz des Besten in uns gegenübertritt. Also brauchen wir Einehe und Familienerziehung, um es zusammenfassend noch einmal zu sagen, als Differenzierungs- und Fortbildungsmittel unseres Gesellschaftsbaus und als die Form geschlechtlichen Gemeinschaftslebens, die die auch im persönlichen Sinn höchsten Entwicklungsmöglichkeiten umschließt.

Mit dieser Feststellung ist nichts weniger beabsichtigt als ein Verdammungsurteil über andere Formen der geschlechtlichen Beziehungen. Eines schickt sich nicht für alle, und wenn es Menschen gibt, die für die legalen Formen der geschlechtlichen Lebensgemeinschaft nicht taugen oder sich ihnen nicht fügen wollen, so wäre es sehr beschränkt, wollten wir uns anmaßen darüber zu urteilen. Als Bürger einer Zeit, die die Steigerung des Persönlichkeitsdaseins als einen ihrer höchsten Ruhmestitel in Anspruch nimmt, müssen wir es unter Verzicht auf jedes angeblich moralische Werturteil ihnen überlassen, wie sie sich diese Seite ihres Persönlichkeitslebens gestalten wollen. Nur eine Verpflichtung haben wir dabei zu erfüllen, der zum Beispiel Michels guten Ausdruck gibt, wenn er sagt:

»Eines der wesentlichsten Kennzeichen der Sexuelsittlichkeit ist die Ehrlichkeit, die Loyalität. In freiwilliger Liebe gestillter Sexualhunger widerspricht nicht den Grundprinzipien der Ethik, auch nicht in der freien Liebe. Die Stillung des Geschlechtshungers durch Zwang hingegen ist mit ihnen unvereinbar auch in der Ehe.«<sup>6)</sup>

Für die Allgemeinheit wird der Tatbestand überhaupt erst wesentlich, wenn es sich um das Kind handelt. Für dessen Recht hat die Allgemeinheit sich einzusetzen, und zwar nicht nur aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit sondern mehr noch vom Standpunkt der sozialen Nützlichkeit aus. Die unehelichen Volksteile stellen einen unverhältnismäßig großen Prozentsatz zu den Verbrechern, Prostituierten und übrigen Schichten Lebensuntauglicher. Ober-

<sup>5)</sup> Siehe Ellis *Geschlecht und Gesellschaft*, 1. Teil / Würzburg 1910 / pag. 44.

<sup>6)</sup> Siehe Michels *Die Grenzen der Geschlechtsmoral* / München 1911 / pag. 18.

flächliche Beurteiler haben daraus auf angeborene Minderwertigkeit geschlossen. Es ist das große Verdienst Professor Spanns an einem zwar kleinen, aber einwandfreien und schlüssigen Material die Unhaltbarkeit dieser Unterstellung nachgewiesen zu haben. In seiner interessanten Studie über die uneheliche Bevölkerung Frankfurts zeigt Spann, daß die Lebenserwartung der Unehelichen nicht schlechter sondern eher besser ist als die der Ehelichen: eine Schlußfolgerung, die vielleicht einleuchtet, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die Eltern der Unehelichen vorwiegend im kräftigsten Zeugungsalter stehen. Wenn trotzdem die Unehelichen ein in der Hauptsache minderwertiges Volkselement darstellen, so ist der Grund dafür in dem Mangel an körperlicher, geistiger und sittlicher Fürsorge für solche Kinder zu sehen, zusammen mit dem Vorurteil und der Ungerechtigkeit der Gesellschaft. Das wird wiederum an dem Spannschen Material deutlich. Am schlechtesten ergeht es danach in beruflicher wie in sozialer Beziehung dem unehelichen Kind, wenn die Mutter unverheiratet und am Leben bleibt, das heißt also, wenn es dauernd jeden Schutzes und jeder Fürsorge, ausgenommen des ungenügenden der Mutter, entbehren muß. Heiratet dagegen die Mutter einen andern Mann, und wird das Kind dadurch in geordnete Verhältnisse, die sogenannte *Stiefvaterfamilie* überführt, so unterscheidet es sich weder im guten noch im bösen Sinn von der übrigen Bevölkerung. Aus alledem erwächst die Verpflichtung nicht etwa vom Standpunkt der Gnade und Barmherzigkeit, ja nicht einmal nur von dem der sozialen Gerechtigkeit sondern vor allen Dingen von der Warte der sozialen Wohlfahrt aus in der Unehelichenfrage zu anderen Wertungen und anderen Maßnahmen zu gelangen. Wären also selbst die übrigen für die Mutter angestellten Erwägungen nicht so stichhaltig wie sie es in der Tat sind, so darf schon um des Kindes willen die außereheliche Mutter nicht verdammt werden, und das Kind selbst muß mit aller unserer Zeit zur Verfügung stehenden Sorglichkeit und Treue aufgezogen werden. Dann wird das Volkstum einen nicht unwesentlichen Zuwachs an Tüchtigkeit erfahren.

Neben die außereheliche Mutter und das uneheliche Kind treten als Gegenstand soziologischer Erwägung jene Frauenschichten, die von Staats oder Gesellschaft wegen zur sexuellen Abstinenz verurteilt sind. Hier wird mit einer Ungerechtigkeit und Willkür ohnegleichen ein Eingriff in die persönlichste Sphäre und das elementarste Lebensrecht einzelner unternommen. Und hier werden mit einer unbegreiflichen Verblendung die häufig biologisch wertvollsten Komponenten der Fortpflanzung entzogen. Das gilt für die sogenannten *anständigen* Frauen der gebildeten Klassen, von denen nicht selten die rassetüchtigsten überhaupt nicht zur Ehe gelangen. Wir alle wissen, daß innerhalb der Schichten des gehobenen und besonders des intellektuellen Bürgertums nicht selten in einer bedauerlichen und geradezu selbstmörderischen Verkennung der wahren Lebenswerte nicht etwa die gesunden, an Geist und Körper gleich lebensvollen Mädchen zur Ehe begehrt werden, sondern jene, die dem Bewerber durch Besitz oder einflußreiche Verbindungen die anscheinend besten Zukunftsaussichten eröffnen. Pflicht des Soziologen aber ist es hier die warnende Stimme zu erheben, die unweigerlich zu der Forderung erstarken muß all jenen, die ohne ihre Schuld von den legalen Formen der Geschlechtsbeziehungen und der Fortpflanzung ausgeschlossen sind, ein nicht mit dem Stigma der Schande beladenes Äquivalent außerhalb der Legitimität zuzugestehen.



# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

**Marokko-**  
**abkommen**

Das vieljährige diplomatische Duell zwischen Frankreich und Deutschland, das mehr um seines allgemeinen weltpolitischen Hintergrunds willen als wegen seines nächsten Streitgegenstands eine ungewöhnliche internationale Bedeutung erlangte, hat durch das Abkommen vom 4. November seinen Abschluß erreicht.

Ob dieser, hoffentlich letzte Abschluß für Deutschland befriedigend ist? Das läßt sich natürlich nicht an einem freigeählten Endziel abmessen, wie es einem Teil unserer Alldeutschen noch immer beliebt, die glattweg die letzten Jahre seit den englisch-französischen Abmachungen und dem energisichern Beginn der französischen *pénétration pacifique* aus der Geschichte austreichen möchten. Selbst die einfache Rückkehr zu denjenigen Zuständen, wie sie die Algecirasakte von 1906 umschreibt und voraussetzt, wäre in der Gegenwart ohne Appell an die Gewalt kaum noch denkbar gewesen, nachdem tatsächlich Frankreichs Stellung bereits so weit über die damals gezogenen politischen und wirtschaftlichen Grenzen hinausgewachsen war. Jede friedliche Auseinandersetzung mußte demnach lediglich darauf hinauslaufen Frankreichs tatsächlich errungenes oder doch nicht mehr aufzuhaltendes Protektorat auch formell anzuerkennen, aber für diesen endgültigen Verzicht auf alle künftigen Ansprüche, Quertreibereien oder gar Feindseligkeiten den deutschen Wirtschaftsinteressen eine breitere und gesichere Grundlage auszubedingen.

Das letztere hält man gewöhnlich für leichter als es bei dem heutigen Hochstand der internationalen Wirtschaftsentwicklung wirklich ist. Alle unsere Vorstellungen vom freieren internationalen Verkehr und die praktischen Forderungen, die daraus zunächst emporwuchsen, und die man gern unter der Bezeichnung *offene Tür, Gleichberechtigung im Wettbewerb* zusammenfaßt, entstammen vorwiegend einer Zeit, in der die einfache Waren-ein- und -ausfuhr, die Konkurrenz auf dem Warenmarkt den ganzen Grundstock der internationalen Wirtschaftsbeziehungen bildete. Die gleiche Zoll- und Transporttarifbehandlung schien hier die größten Schädigungen, die Ausschaltung der

einen kapitalistischen Gruppe zugunsten einer andern genügend zu verhüten. Das alles hat sich gewaltig verschoben, seitdem die Kapitalanlagen, die Herstellung großer Verkehrswege, die Aufschließung von Bergwerksschätzen, der Landerwerb, der Plantagen- oder Farmbetrieb eine immer größere Rolle in der nach außen gerichteten kapitalistischen Tätigkeit spielen. Nicht wenige in kolonialen Neuländern oft sogar die meisten solcher Verkehrs- und Produktionsunternehmungen drängen geradezu auf ein gewisses Monopol hin, sie verbieten sogar, wie vor allem die Eisenbahnen, die unbeschränkte freie Konkurrenz des alten manchesterlichen Schlages und verlangen monopolistische Konzessionen oder ausschließlichen Staatsbetrieb. Für die Gleichstellung der rivalisierenden europäischen Staaten genügt deshalb in diesen Außenzonen der kapitalistischen Kultur in keiner Weise mehr die Warengleichbehandlung, die offene Tür für den Import und Export wie sie die Bestimmungen der alten Handelsverträge noch fast ausschließlich beherrscht. Die fortgeschrittenere Entfaltung des Kapitalismus drängt darüber hinaus zu noch ganz anderen, freilich ungleich schwierigeren Regelungen: für die Vergebung der öffentlichen Arbeiten, für die Mitheranziehung verschieden nationaler Kapitalien zu mehrgliedrig internationalen Konsortien, für die Gewährung von Bergwerksrechten, Hafenbaubewilligungen und anderen Vollmachten, wie sie gerade in zurückgebliebenen, erstmals an die europäische Wirtschaftsweise enger anzugliedernden Ländern weitaus die wichtigsten kapitalistischen Interessen und möglichen Interessenkonflikte umschließen.

Liest man das neueste Marokkoabkommen daraufhin durch, so wird man es nicht nur als einen großen Fortschritt gegen die Algecirasakte und gegen das frühere, sehr unbestimmte und lückenhafte Vertragsverhältnis speziell zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnen müssen sondern ebenso als einen der interessantesten Fortbildungsversuche des internationalen Wirtschaftsrechts überhaupt. Die »Handelsfreiheit« wird nicht nur in dem Sinn festzuhalten gesucht, daß »keinerlei ungleichmäßige Behandlung bei der Einführung von Zöllen, Steuern und anderen Abgaben, noch bei der Festsetzung der Tarife für Trans-

porte auf Eisenbahnen, Flußschiffahrts- oder allen anderen Verkehrswegen, ebensowenig wie in allen Fragen des Durchgangsverkehrs« zugelassen sein soll. Auch administrative Verordnungen (über Maß und Gewicht, Eichverfahren, Pünzierung von Edelmetallen), die die Waren eines Staates in ihrer Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigen können, sollen unterbleiben. Arbeiten und Lieferungen, die den Bau von Straßen, Eisenbahnen, Häfen, Telegraphenleitungen betreffen, sind auf geregeltm Submissionsweg zu vergeben; die Submissionsbedingungen dürfen die Angehörigen keines Staates benachteiligen, besonders was die Materiallieferung und die Fristen für Angebote betrifft. Eine nachträgliche Strangulierung der nichtfranzösischen Bergwerksrechte durch Ausfuhr- und Inlandsabgaben oder durch Rückerstattung solcher Abgaben zugunsten einzelner, durch Erschwerung der Verkehrsverbindung soll ausgeschlossen sein.

Noch viel weiter gehen schließlich die Verpflichtungen und Rechte, die der Notenwechsel zwischen Cambon und von Kiderlen festlegt. Danach ist zwar von der Feststellung bestimmter Quoten abgesehen, die regelmäßig der deutschen Industrie bei Eisenbahnbauten in Marokko zufallen sollen. Aber andererseits erklärt die französische Regierung ausdrücklich, »daß sie in bezug auf öffentliche Arbeiten, deren Ausführung Angehörige eines der beiden vertragsschließenden Staaten übertragen erhalten sollten«, die »Bildung von Interessengemeinschaften« zwischen diesen stets zu fördern suchen werde. Um weiter »dem neuen Marokkoabkommen den Charakter eines Staatsaktes zu verleihen, der bestimmt ist nicht nur alle Streitpunkte zwischen Deutschland und Frankreich zu beseitigen sondern auch die beiderseitigen guten Beziehungen zu fördern, sind beide Mächte übereingekommen alle Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen den vertragsschließenden Parteien über Auslegung und Anwendung der Bestimmungen des Abkommens vom 4. November 1911 ergeben könnten und sich nicht auf diplomatischem Weg regeln lassen, einem Schiedsgericht zu unterbreiten, das nach Maßgabe der Bestimmungen der Haager Konvention vom 18. Oktober zu bilden ist.« Überall blicken hier die Keime zu wertvollen Verbesserungen und Fortbildungen des internationalen Rechts hervor. Und wenn es weiter zutreffend ist, daß in der langen Verhandlungszeit die deutschen Kon-

zessionsjäger sich im letzten Augenblick nochmals eine reiche unverlierbare Beute sicherten, so wäre der momentane materielle Gewinn der deutschen Handels- und Industriekreise gleichfalls nicht gering anzuschlagen.

Der politische Gewinn Frankreichs erscheint natürlich, wenn man von der phantastischen Vorstellung eines bisher nach allen Seiten unabhängigen und freibewegungsfähigen Marokko ausgeht, als ein ungleich höherer. Doch enthält, wie erwähnt, in Wirklichkeit das Abkommen nach dieser Richtung nicht viel mehr als die Sanktion eines bereits vorhandenen oder sehr bald schon unvermeidlichen Zustands, und selbstverständlich schafft eine offen französische Verwaltung für Frankreich auch mancherlei Sorgen und bürdet ihm die volle Verantwortlichkeit da auf, wo es bisher in recht bequemer Weise stets hinter dem scherifischen Machsen Deckung suchen konnte. Andererseits eröffnet das französische Regime durch die Beseitigung der alten unerträglichen marokkanischen Anarchie erstmals der deutschen wirtschaftlichen Betätigung wirklich freie Bahn. Die Gleichberechtigung in einem Kulturland ist auf die Dauer wirtschaftlich noch immer der Privilegierung in einem zerrütteten Barbarenstaat vorzuziehen gewesen. Die marokkanische *Banditenpolitik*, die ein mit blendenden Naturschätzen ausgestattetes Reich vollständig von jeder modernen Wirtschaftskultur ausschloß, wird, ähnlich wie in Algier, sehr bald der Vergangenheit angehören.

X  
Kongoerwerbungen

Über die neuen deutschen Kongoerwerbungen orientiert ein kurzer Überblick auf anderer Stelle dieser Zeitschrift (siehe die Rubrik *Kolonisation*, pag. 1572 ff.). Weitgehende Hoffnungen, sei es für die koloniale Produktionsentwicklung sei es für den deutschen Absatz, kommen hier vorläufig nicht in Betracht. Aber die weltpolitische Entfaltung großer Staatswesen war, wie die ganze Menschheitsgeschichte lehrt, jederzeit noch von einem ganz andern Faktor mitbedingt: von der Nähe oder der Beherrschung wichtiger Handelsstraßen. Und wenn es richtig ist — wie man angesichts der tripolitanischen Wirren gerade in unserer Parteipresse recht oft lesen konnte —, daß die großen Handels- und Karawanenwege aus dem Innern Afrikas immer weniger, wie von alters her, nach dem mittelmeeischen Norden und immer mehr nach dem Westen, zum Niger- und Kongogebiet hin,



auszumünden streben, so ist der Wert eines engern Anschlusses an diese zukunftsreichen neuen Verkehrszentren sicherlich nicht geringzuschätzen: wobei man von der Abtretung des Vorkaufsrechts auf Spanisch Guinea und von den dunklen Andeutungen über mögliche Änderungen in den territorialen Verhältnissen des vertraglichen Kongobeckens zunächst noch ganz absehen kann.

× **Kurze Chronik** Der bayrische Landtag ist infolge eines Konflikts zwischen dem Verkehrsminister von Frauendorfer und der Zentrumsmehrheit am 14. November aufgelöst worden. Die Sozialdemokraten erhielten bei den letzten Wahlen 17,69 % der Stimmen und 20 (von insgesamt 163) Mandaten. Das Zentrum verfügte bisher über 98 Sitze, hatte also eine absolute Mehrheit von 17 Stimmen. × An Stelle Balfours wählten die englischen Unionisten Bonar Law, einen der ausgesprochensten Tarifreformer zu ihrem Führer, dem bekanntlich bei Erlangung einer Parlamentsmehrheit auch die Bildung des Ministeriums zufällt. × In Persien scheint nach Überreichung eines russischen Ultimatus der Einmarsch russischer Truppen bevorzustehen, und England würde alsdann wohl kaum mit der Landung indischer Truppen am Persischen Golf noch lange zögern.

### Sozialpolitik / Johannes Heiden

**Heimarbeit** Der wissenschaftliche Ausschuß der Frankfurter Heimarbeitsausstellung vom Jahr 1908 hat vor kurzem den 2. Band seiner Monographien publiziert (*Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet*, herausgegeben von Professor Dr. Paul Arndt /Jena, G. Fischer/). Er enthält Darstellungen der Verhältnisse der Heimarbeit in der Nagelschmiederei, Weberei, Töpferei, Papierindustrie, Stuhlfllechterei, Filetstrickerei usw. Im Vorwort zum 2. Band setzt sich der Herausgeber mit Professor Bücher auseinander, der gegen die Monographien den Einwand erhoben hat, daß sie nicht als unbefangene gelten können, weil sie »dem Sozialpolitiker als Material dienen« sollen. Diesem Einwand gegenüber betont Arndt nachdrücklich, daß fast alle nationalökonomischen Forschungsarbeiten einen praktischen Zweck verfolgen, zur Klärung irgendeines Problems und damit unmittelbar oder mittelbar zu wirtschaftlichen Reformen beizutragen versuchen.

Was die im 2. Band vereinigten Monographien, 18 an der Zahl, betrifft, so gilt von ihnen das gleiche, was an dieser Stelle über die des 1. Bandes gesagt worden ist (siehe diese Rundschau, 1910, 3. Band, pag. 1586). Sie sind sehr ungleich. Viele Mitarbeiter sind der Meinung, daß die Heimarbeit zur Fristung des Lebensunterhalts notwendig ist oder zur Verbesserung der Lebenshaltung beiträgt. Dadurch wird natürlich das Urteil beeinflusst. Aus mancher Monographie klingt die Befürchtung, daß das Verschwinden der Heimarbeit noch größeres Elend der Heimarbeiter bringen werde, deutlich heraus. Die Furcht den Heimarbeitern zu schaden hat einige Mitarbeiter abgehalten irgendwelche Vorschläge zur Reform der Zustände in der Heimarbeit zu machen. Im Gegenteil versucht man die Kinderarbeit als nützlich (für die Kinder) darzustellen und widerspricht dem Verlangen nach Verbot der Nachtarbeit für die Frauen, weil die Hausfrauen am Tag nicht Zeit und Muße zur Verrichtung von Erwerbsarbeit haben. Von Gesundheitsschädigungen durch lange Arbeitszeit, ungenügende Ernährung und enge Wohnungen, in denen oft ein einziger Raum Arbeits- und Schlafzimmer ist, haben viele Bearbeiter nichts gemerkt. Ja, wir finden sogar ein Lob auf die niedrigen Löhne der Leinweber in der Rhön — 55 Pfennig täglich — und die lange Arbeitszeit — bis in den späten Abend hinein —, weil dadurch die Arbeiter vor dem Besuch des Wirtshauses und dem Wandel auf schlechten Wegen bewahrt werden. In anderen Monographien wird den Arbeiterinnen, die mit der Herstellung von Drahtbörsen und Bandagen beschäftigt sind, als Verdienst angerechnet, daß sie sich nicht wegen jeder Kleinigkeit zu Bett legen sondern weiter schaffen, damit die Arbeit nicht ungetan bleibt. Mit der Gesundheitspflege und Krankenfürsorge ist es überhaupt bei den Heimarbeitern schlecht bestellt. Das ist auch eine natürliche Folge der langen Arbeitszeit, der niedrigen Löhne und des Fehlens der Arbeiterversicherung. Wo wirklich die Krankenversicherung der Heimarbeiter besteht, sind ihre Leistungen so gering, daß sie eine auch nur ganz bescheidene Krankenpflege nicht gestatten. Die Reformvorschläge in den 18 Monographien sind sehr dürftig. Nur von den Verfassern der Monographien über die Verhältnisse der Heimarbeit in der Papierindustrie und der Weberei im Vogels-

berg werden eingreifendere Reformen, wie Lohntarife, Betriebswerkstätten und anderes, gefordert. Von der Weberei im westlichen Vogelsberg wird gesagt, daß ihre Arbeitsverhältnisse so elend und unverbesserlich sind, daß an eine Hebung durch Reform der Heimarbeit nicht zu denken ist. Doch wird nicht Verbot der Heimarbeit verlangt sondern Förderung der Landwirtschaft, die den Hauptberuf der Weber bildet, damit die Weberei nicht mehr als Notanker für die Bewohner des Vogelsberges dienen müsse sondern überflüssig werde.

Wenn man auch mit den Schlußfolgerungen vieler Bearbeiter nicht einverstanden sein kann, so muß doch gesagt werden, daß auch der 2. Band recht viele Tatsachen zur Beurteilung der Verhältnisse der Heimarbeit enthält, und eine wertvolle Bereicherung der volkswirtschaftlichen Literatur ist.

× **Jugendschutz** Die *Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge* hat einen inhaltreichen Bericht für das Jahr 1910 herausgegeben. Er enthält Darstellungen einer Anzahl von Einzelfällen der praktischen Jugendfürsorge für Säuglinge, Kleinkinder, Schulpflichtige und Schulentlassene. Dr. Annie de Waal hat ein Kapitel über Adoption beigelegt, in dem die Existenz eines regelrechten Kinderhandels bestätigt wird. Er nährt eine ganze Anzahl von Vermittlern und verhilft gewissenlosen Engelmacherinnen zu guten Einnahmen. Weitverbreitete Zeitungen dienen ihnen als Helfer. Die Not der mittellosen Mutter und die gesellschaftliche Ächtung, der die unverehelichte Mutter aus den besitzenden Kreisen verfällt, sind die stärksten Triebkräfte für das Weggeben von Kindern. Die Mütter müssen ihre letzten Pfennige opfern, und die Kinder werden nicht selten einem langsamen Hinsterven überliefert.

Aus den Erfahrungen, die die Jugendfürsorge mit den bestrafte[n] Jugendlichen macht, wendet sich Olga Dondorf auch gegen die mildeste Art der gerichtlichen Bestrafung, den Verweis. Seine Wirkungen machen sich oft erst später bemerkbar. Er hindert, da er in die Strafliste aufgenommen wird, viele im Fortkommen, und mancher muß einen Jugendstreich noch recht spät büßen.

Recht eindringlich schildert Elsa von Liszt die Gefahren, die der Großstadtyugend drohen und viele gut veranlagte Kinder mit dem Strafrichter in Berüh-

rung bringen. Mangel an Aufsicht und Erziehung, die die außerhalb des Hauses beschäftigten Eltern ihren Kindern nicht angedeihen lassen können, Beschäftigung der Kinder in fremden Häusern und Hunger und Entbehrung bringen die Kinder gar oft in Versuchung, der sie unterliegen. Das physische, soziale und moralische Elend in manchen Einzelfällen, von denen in dem Bericht gesprochen wird, ist furchtbar. Wenn es trotzdem dem Verein *Jugendfürsorge* häufig gelingt durch Verbringung des Bedrohten oder schon Gestrauchelten in geordnete Verhältnisse sie auf bessere Wege zu führen, so wird damit recht eindringlich bewiesen, daß nicht antisoziale Anlagen und Neigungen für den Lebensgang entscheidend sind, sondern daß sie höchstens einen Faktor bilden, dessen Wirkung durch soziale Maßnahmen ausgeschaltet werden kann.

× **Verein für Sozialpolitik** Der *Verein für Sozialpolitik* begann seine diesjährige Tagung in Nürnberg, vom 8. bis zum 11. Oktober, mit einer Programmrede Schmollers, die den akademischen Charakter des Vereins als Forschungs- und Publikationsgesellschaft scharf betonte. Direkt soll danach der *Verein für Sozialpolitik* nicht auf die Politik einwirken sondern nur durch objektiv wissenschaftliche Untersuchungen Aufklärung über soziale Zustände schaffen. Aus den dargestellten Zuständen und der gewonnenen Aufklärung Schlußfolgerungen für die Sozialgesetzgebung zu ziehen soll nach Schmoller Sache der Politiker und Staatsmänner sein. Das Hauptinteresse nahmen die Verhandlungen über Probleme der Arbeiterpsychologie in Anspruch. Durch mehrere Schriften des Vereins, auf die noch später einzugehen sein wird, war die Erörterung vorbereitet. Aus den Erhebungen, die den Schriften des Vereins über Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft zugrunde liegen, zog Herkner-Charlottenburg den Schluß, daß das Proletariat nicht eine einheitliche Masse sei sondern große Mannigfaltigkeit zeige. Seine Herkunft weise große Verschiedenheiten auf, die sich auch in Arbeitsquantität und -qualität bemerkbar machen. Nach den Erhebungen unterscheidet Herkner die 3 großen Gruppen von gelernten, angelernten und ungelerten Arbeitern. Die Angehörigen der 1. Gruppe haben eine regelrechte Lehre von 3 bis 4 Jahren Dauer durchgemacht; die der 2. Gruppe gehen aus der 3. Gruppe hervor; sie werden gewöhnlich in weni-

gen Wochen zur Verrichtung einer oder weniger Spezialarbeiten angelernt, wobei sie häufig große Fertigkeit erwerben. Ihre Zahl und ihre Bedeutung sind in manchen Betrieben der Großindustrie im Wachsen begriffen. Aus dem bisher gewonnenen Material glaubt Herkner den Schluß ableiten zu können, daß die aus Mittel- und Kleinstädten kommenden Arbeiter am leistungsfähigsten sind. Die Erhebungen des *Vereins für Sozialpolitik* bestätigen, was die alltägliche Erfahrung lehrt, daß die wirtschaftliche Stellung des Arbeiters mit 40 Jahren eine verhängnisvolle Änderung erfährt. Wenn es dem Arbeiter bis dahin nicht gelungen ist einen Posten als Meister oder Vorarbeiter zu erhalten, geht es mit seinem Einkommen bergab. In der Diskussion wurde hauptsächlich die Frage der Altersgrenze erörtert. Fast alle Redner, insbesondere Alfred Weber-Heidelberg und Sinzheimer-München, betonten die große Bedeutung der Tatsache, daß der Arbeiter mit 40 Jahren nicht mehr voll leistungsfähig sei, für sein ferneres Schicksal, von dem noch recht wenig bekannt sei. Der Generalsekretär der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, Hartmann, bezeichnete schon das 35. Lebensjahr als den Wendepunkt in der Leistungsfähigkeit. Aus den Erhebungen des *Vereins für Sozialpolitik*, die doch nur recht wenige Arbeiter erfaßt haben, den Schluß zu ziehen, daß innerhalb des Proletariats erhebliche Differenzen bestehen, erscheint mir nicht erlaubt zu sein. Dazu ist der Umfang des Materials zu gering. Es bietet doch nur ein kleines Bild, dessen Aussehen von Zufälligkeiten stark beeinflußt sein kann, so daß es ohne Bestätigung durch weitere Erhebungen nicht als typisch bewertet werden kann. Sehr verdienstvoll würde es sein, wenn der *Verein für Sozialpolitik* bei seinen künftigen Erhebungen versuchen würde die mit der Verkürzung der Arbeitszeit häufig verbundene Steigerung der Arbeitsintensität in ihrer Wirkung auf die körperliche und die geistige Gesundheit der Arbeiter zu erfassen. Dem, der Gelegenheit hat, die starke Ausbreitung der Neurasthenie unter den Arbeitern zu beobachten, drängt sich oft der Gedanke auf hierin eine Folge der Steigerung der Arbeitsintensität zu sehen. Wahrscheinlich tragen auch andere Momente, Fehlen von Urlaub, Einseitigkeit der Arbeit, besonders bei den angelernten Arbeitern, auf die schon in Nürnberg hingewiesen worden ist, und anderes mehr, zur Entstehung der Neurasthenie bei.

Hierüber Klarheit zu verschaffen gehört ja auch nach den Einschränkungen, die Schmoller betont hat, noch zu den Aufgaben des Vereins.

× **Kurze Chronik** Die Reichsversicherungsordnung soll, abgesehen von dem Buch, das die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung regelt, nach neueren Meldungen erst am 1. Januar 1913 in Kraft treten. Nach dem Einführungsgesetz wird der Tag, von dem an die Reichsversicherungsordnung wirken soll, bekanntlich durch kaiserliche Verordnung bestimmt. Nur die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung tritt am 1. Januar 1912 in Kraft. Der Termin ist im Gesetz bestimmt. × Auf der 2. internationalen Konferenz für Sozialversicherung, die am 15. und 16. September in Dresden tagte, sprach der Senatsvorsitzende im Reichsversicherungsamt, Professor Dr. Hartmann-Berlin, über Maßnahmen zur Verhütung von Betriebsunfällen, Gewerbekrankheiten und Volkskrankheiten. Ein großer Teil von Unfällen und Berufskrankheiten ist zu verhüten, wenn geeignete Maßnahmen getroffen werden. Bau und Verwendungsweise der Betriebsrichtungen sollen von Anfang an so gestaltet werden, daß sie Schutz gewähren und nicht nachträglich Vorrichtungen zum Schutz gegen Gefahren angebracht werden müssen. Arbeiter und Betriebsbeamte sollen zu den Schutzmaßnahmen mehr herangezogen werden. Auf der gleichen Konferenz sprach der Senatsvorsitzende im Reichsversicherungsamt, Dr. Klein-Berlin, über Grundsätze des Heilverfahrens. Er stellte die Verhütung von Gesundheitsschäden in die erste und die Leistung von Entschädigungen in die zweite Linie. × Mit Gesetz vom 10. August 1911 ist Belgien dem internationalen Übereinkommen betreffend Verbot der Nachtarbeit der Frauen beigetreten. Das Gesetz gilt nur für Betriebe mit mehr als 10 Arbeitern. Die Mindestruhezeit ist auf 11 Stunden festgesetzt; von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens dürfen Frauen nicht beschäftigt werden. Das Gesetz soll am 1. Januar 1912 in Kraft treten. Für Arbeiterinnen über 21 Jahre kann bis zum Jahr 1915 die Mindestruhezeit auf 10 Stunden herabgesetzt werden, und für Arbeiterinnen in Wollkämmereien und -spinnereien soll das Gesetz erst vom Jahr 1920 ab gelten. × Das schweizerische Bundesgesetz über Unfall- und Krankenversiche-

rung wird der Volksabstimmung unterstellt. Die Gegner des Gesetzes haben die zum Antrag auf Vornahme der Volksabstimmung nötigen Unterschriften aufgebracht. X In Österreich ist ein staatlicher Inspektor für soziale Jugendfürsorge angestellt worden. X In Serbien ist mit dem 1. Juli dieses Jahres das Gewerbegesetz vom 12. Juli 1910 in Kraft getreten, das auch Kranken- und Unfallversicherung (obligatorisch) und Invalidenversicherung (fakultativ) einführt. X Das preußische Fürsorgeerziehungsgesetz soll eine Verschärfung in den Voraussetzungen seiner Anwendbarkeit erfahren. Eine entsprechende Vorlage soll dem Landtag bald zugehen. X Die *Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger* will im Winter zur Beschäftigung engagementsloser Schauspieler in Theatersälen Volksvorstellungen veranstalten. Beschäftigt sollen nur solche Kräfte werden, die eine erfolgreiche 3jährige Bühnentätigkeit nachweisen können.

### Geistige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

**Volkbildung** Gelegentlich des 40jährigen Bestehens der *Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung* arbeitete Tews eine Geschichte ihrer Bestrebungen und Leistungen aus (Berlin, Verlag der Gesellschaft). Die kulturgeschichtliche Farbe des Verbands zeigt sich schon in seinem Ursprung: »Die Gesellschaft . . . ist aus der großen Bewegung entstanden, welche die Geister infolge der Ereignisse von 1870-1871 ergriffen hatte.« Führer des Liberalismus traten in der Gesellschaft an leitende Stellen: Schulze-Delitzsch war von 1871 bis 1883, Rickert bis 1902 Vorsitzender, und heute ist es Schoenaich-Carolath. Außer diesen Tatsachen orientieren programmatische Sätze aus dem Jubilarbericht über das Wesen der *Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung*: »Die Gesellschaft hat die großen vaterländischen Ziele und Wirkungen der Volksbildung und Volkserziehung immer in die erste Reihe gestellt . . . Volksbildung ist eine nationale Angelegenheit, keine Angelegenheit der Klassen.« Die Entwicklung der Mitgliederziffer ergibt sich aus folgender Übersicht:

Jahr	Körperschaften	Personen	Insgesamt
1880	748	4 111	4 859
1890	821	2 792	3 613
1900	2 103	3 425	5 528
1910	7 520	5 628	13 148

Diese Mitgliedermasse ist nicht nur zentralistisch sondern teilweise zugleich — sehr zweckmäßigerweise — auch in Bezirksverbänden und örtlichen Zweigvereinen organisiert. Die Schwerpunkte der Organisation liegen im nördlichen Deutschland. In der Rekrutierungsstatistik wird über die soziale Herkunft der Mitglieder unter anderm mitgeteilt, daß der Gesellschaft 1910 76 Truppenteile, 84 Gewerksvereine, 102 Handwerkervereine, 128 Jugendvereine, 145 Kriegervereine, 171 Genossenschaften, 205 Arbeitervereine, 255 Kirchenvorstände, 278 Bürgervereine und 539 Bildungsvereine angeschlossen waren. Über den besondern Charakter der Arbeitervereine und Bildungsvereine wird nichts mitgeteilt; es ist jedoch fraglos, daß es sich um christliche und nationale Organisationen handelt. Aus dem Budget der Gesellschaft ist mitzuteilen, daß körperschaftliche Mitglieder (Lokalvereine) einen Mindestjahresbeitrag von 6 Mark zahlen, zum Teil aber mit einem Etat von mehreren tausend Mark arbeiten. Die Summe aller Einnahmen aus der Periode 1871 bis 1910 ist 4 807 339 Mark, die aller Ausgaben 4 022 018. Die Einnahmen beruhen zum Teil auf außerordentlichen Zuwendungen von Gönnern, auf Stiftungen und zinsentragendem Vermögen. Der Einnahmeertrag von 1910 belief sich auf 479 033 Mark. Die Leistungen der Gesellschaft bestehen in der Schaffung von Bibliotheken, im Vertrieb von Büchern, in der Vermittlung von Vorträgen und Theatervorstellungen, in der Herausgabe einer halbmonatlichen Zeitschrift (der in einer Auflage von 12 500 Exemplaren verbreiteten *Volksbildung*). Bis 1891 hat die Gesellschaft 352 Bibliotheken (für die Benutzenden meist kostenlos) gegründet oder unterstützt. Die Mittel zu derartigen Leistungen erhielt die Gesellschaft auf Bitte zum großen Teil von Privaten und Behörden.

Von 1892 bis 1910 wurden der Gesellschaft zur Weiterverbreitung 118 069 Hefte und Bände und zu Bücherankaufszwecken 128 932 Mark an Barem zugewandt. Im Jahr 1910 hat die Gesellschaft nahezu ohne Entgelt 213 362 Bücher verbreitet. Bis Ende 1910 hat sie insgesamt 8205 Wanderbibliotheken mit 384 218 Bänden in Umlauf gebracht. Seit 1905 werden Bücher gratis auch an Wachtstuben verliehen. Von 1871 bis 1910 wurden insgesamt 6638 Vorträge veranstaltet, im Jahr 1910 etwa 300. Der Vortrag verursacht etwa 70 Mark Kosten; die Lokalvereine tragen jeweils höchstens die Hälfte dieser Kosten. Der Vortragsetat der Zentrale beläuft sich jährlich auf etwa

20 000 Mark. Im Jahr 1907 wurde eine Verleihanstalt für Lichtbilderapparate organisiert. 1907 wurde von der Gesellschaft auch das märkische Wandtheater gegründet, das nun selbständig mit 2 Ensembles arbeitet und im Winter 1910-1911 an 82 Orten insgesamt 303 Vorstellungen gab.

×  
**Rhythmus und Erziehung** Dr. Jaques Dalcroze, ursprünglich Musiker und Musikpädagoge, leitet in Dres-

den-Hellerau ein Bildungsinstitut, das auf dem pädagogischen Prinzip der rhythmischen Gymnastik beruht (siehe die Rubrik *Musik*, 1910, 3. Band, pag. 1402). Der 1. Jahresbericht erschien mit höchst interessanten Beiträgen von Dalcroze, Adolphe Appia und Wolf Dohrn und mit schön informierenden Illustrationen /Jena, Diederichs/. Hört man von ungefähr von der neuen Sache, so ist man mißtrauisch. Man fürchtet etwa eine neue Präntion des feigsten, unwahrsten, müßigsten aller Programme dieser Zeit: des Programms von der *ästhetischen Kultur* (das Wort ist mit Schwabinger Modebetonung zu verstehen). Liest man nun das Jahrbuch der Schule des Herrn Dalcroze, so sieht man mit zunehmender Freude, daß es sich nicht im mindesten um den präziösen Einfall eines Ästheten und Tagediebs handelt. Es handelt sich vielmehr um eine pädagogische Idee, um einen pädagogischen Instinkt von wunderbarer Redlichkeit und genialer Einfachheit, um eine ungewöhnlich sachliche Unternehmung. Die Träger dieser pädagogischen Bewegung gehen von einem sehr positiven Notstand der bürgerlichen Gesellschaft aus, der in der Kultur des bürgerlichen Individualismus zu wurzeln scheint: von der *Arhythmie* der Gegenwart, vom Mangel an Rhythmus in den geistigen und physischen Bewegungen der herrschenden Kultur. Dalcroze, Appia und Dohrn gehen zugleich von einem andern Notstand der herrschenden Kultur aus — der mit dem andern übrigens zusammenhängt —: von dem Intellektualismus der bürgerlichen Kultur und zumal ihrer Erziehungsmethoden. Es handelt sich für Dalcroze und seine Freunde um die Wiederentdeckung des Werts der animalischen Erziehungsmomente, um die Wiedererweckung einer primären Sinnlichkeit. Es handelt sich um planvolle Schulung nicht nur der Muskulatur sondern auch der Sinnesorgane und der Nerven. Diese Schulung zielt auf unbedingte Unmittelbarkeit der Eindrücke und Empfindungen, auf Kon-

zentration und Kraft der psychophysischen Empfänglichkeit, auf Intensität der Eindruckswirkung. Das gegebene, naturgemäße Hauptanwendungsgebiet dieser Pädagogik ist für Dalcroze die primäre Reaktion des Gehörs auf die Musik. Das Verhältnis des gesunden, spannkraftigen, eindrucksfähigen Organismus zur Musik erledigt sich für Dalcroze aber nicht mit einem passiven Hinhören sondern nur in einer produktiven Erregung des Gesamtorganismus.

Dalcroze sucht die Umsetzung der Hörempfindung in eine Gesamterregung der ganzen Existenz, der physischen und der geistigen. Er sucht insbesondere auch die bildkünstlerischen (mimisch-gymnastischen) Assoziationen zu entwickeln, die sich an musikalische Empfindungen anschließen. Kurz, Dalcroze will offenbar das, was von allen ursprünglichen Kulturen als Vorbild dargeboten wird: Er sucht die Synthese der primären Ausdrucksnotwendigkeiten des natürlichen Menschen, die rhythmische Gliederzucht, die musikalisch und bildkünstlerisch empfunden wird und zugleich einen starken, wahrhaft ursprünglichen Erregungszustand des Willens und des Begriffsvermögens bedeutet. Von hier aus, also aus den Voraussetzungen einer sehr animalischen Kultur, entwickelt Dalcroze die Funktionen des Willens und des Intellekts, des Auges und des Gehörs zu relativer Selbständigkeit; doch so, daß der kosmische Sinn des menschlichen Organismus immer in Geltung bleibt. Der Rhythmus, das heißt die Fähigkeit des menschlichen Gesamtorganismus zu einer Synthese aller äußern und innern Bewegung, ist für Dalcroze die Voraussetzung aller Bildung, besonders der Bildung des Künstlers, ob er nun Musiker, Maler, Bildhauer oder Schauspieler sein mag. Hier einige entscheidende Sätze aus einer Programmrede Dalcrozés: »Gewiß habe ich mein System zuerst als Musiker erdacht und für Musiker. Aber je weiter ich fortgeschritten bin, um so mehr habe ich gemerkt, daß, wenn auch die Musik eine sehr wichtige Rolle in der Erziehung für und durch den Rhythmus spielt, doch der Nutzen dieser Erziehung hauptsächlich in zwei Dingen besteht: nämlich 1. in der Ausbildung der allgemeinen menschlichen Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeiten, und 2. darin, daß dem Menschen die Rückkehr zu seinen natürlichen Regungen erleichtert wird. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der Mensch erst dann reif zu einem speziellen Kunststudium wird, wenn der Charakter ausgebildet, die Ausdrucksfähigkeit ent-

wickelt ist . . . Ich habe nicht die Anmaßung Genies zu erziehen. Diese kümmern sich auch um keine Erziehung . . . Aber die anderen, jene, deren Instinkte halb schlafen, und denen die Kraft fehlt ihren Instinkten einen natürlichen Aufschwung zu geben, muß für sie diese Erziehung nicht eine Befreiung sein? . . . Warum gibt es so viele Menschen, die in ihrem Gehirn eine große Menge gehäufte Gedanken haben und in ihrer Seele dumpfe, unbestimmte Regungen, Menschen, die nicht imstande sind diese Gedanken zu ordnen und diese Regungen in ihrer ganzen Fülle und ihrer ganzen Kraft zu erleben? Das kommt, wie ich meine, daher, daß die Empfindungen, die diese Gedanken und diese Regungen erzeugt haben, weder vollständig erlebt worden sind noch den ganzen Organismus . . . in Schwingungen versetzt haben . . . Die Disziplin der Empfindungen und die Übung der Impulse ist für jede persönliche Ausbildung grundlegend. Dieses und nichts anderes suche ich mit meiner rhythmischen Gymnastik zu erreichen . . . Das Temperament entwickeln heißt unsere Fähigkeit des Mitschwingens vermehren, heißt aber auch durch Willenskraft nutzlose Schwingungen unterdrücken. Mag sein, daß alles Leben Bewegung ist, aber nicht alle Bewegung ist Leben.« Man sieht: Dalcroze strebt das an, was die Griechen in ihren Gymnasien musische Erziehung nannten; Dalcroze will etwas Allgemeines, zu dem sich die musikalische Erziehung schon wie etwas Spezielles verhält. Es ist klar, daß weder der übliche Musikunterricht noch der übliche Turnunterricht diesem Ziel dienen kann: Beide sind ohne echten Zusammenhang mit dem Ganzen der Erziehungsarbeit. Es braucht auch kaum gesagt zu werden, daß das Bildungsideal des Herrn Dalcroze mit den allgemeinen kulturellen Revolutionen, die sich in unserer Zeit vorbereiten, im Tiefsten zusammenhängt, daß die neue Bewertung des Animalischen für die Erziehung und das Bedürfnis nach rhythmischer Gebundenheit der Existenz in jedem besondern und allgemeinen Sinn der frühe ideologische Exponent einer sozialen Zeitbewegung ist, die ihre entscheidenden Bestimmungen von der Kulturbedeutung der Arbeiterbewegung empfängt. Ein paar Worte noch über die Methode der Pädagogik des Herrn Dalcroze. Diese Methode ist keine Beeinflussung des Zöglings im Sinn der alten Pädagogik. Man könnte die neue so formulieren: Sie ist die Freisetzung irrationaler rhythmischer

Assoziationen im ganzen menschlichen Organismus durch die Musik. Die absolute Gültigkeit dieser Methode wird davon abhängen, ob musikalische Sensibilität allgemein ist (oder wenigstens werden kann). Dalcroze scheint es zu glauben; ich bin geneigt ihm zu folgen. Es bleibt gleichwohl die Frage, ob die Erregung des Verlangens nach Rhythmus nicht auch auf anderen Wegen erreicht werden kann; etwa durch das Spiel: das führt zum Problem *Sport*; oder durch Arbeit: das führt zum Problem *Arbeitschule*. Es ist jedenfalls gegenwärtig nötig, daß die Entwickelung eines rhythmischen Existenzgefühls bei vielen an ganz konkrete Zwecke gebunden wird. Ich fürchte die Gefahr, daß bei musikalisch Unempfindlichen — deren es heute, einerlei aus welcher Ursache, viele gibt — die ausgelöste Rhythmik ohne irrationale Unmittelbarkeit bleibt, daß sie künstlich, Pose, daß sie rationalisiert wird. Auf der andern Seite freilich ist gerade zu sagen, daß die Beziehung der Musik auf gymnastische und mimische Zwecke (im Stil der Griechen, der Naturvölker) zu einer Verallgemeinerung der Musikempfindung führen wird. Nur eine subjektivistische, von den verbindenden Konventionen gesellschaftlich positiver Kultur gelöste Musik wird immer schwer und nur wenigen verständlich sein. Erhält die Musik eine neue Bindung durch gesellschaftliche Zwecke, wird sie so angewandte Kunst, so wird sie auch wieder Gemeingut werden. Dalcroze greift derart über pädagogische Zwecke weit hinaus; sein System berührt sich überhaupt mit den letzten Problemen der Kultur.

× **Intelligenz-organisierung** Der Maler Courbet trat eines Tages mit Selbstbewußtsein vor einen Freund und erzählte ihm, er habe zwei noch ganz unbekannte Dichter entdeckt, denen er zu dem verdienten Ruf verhelfen wolle: Molière und Goethe. An diese Anekdote erinnert das Buch des österreichischen Landwehrhauptmanns Viktor Hueber *Die Organisierung der Intelligenz* /Leipzig, Barth/. Aber ein Unterschied ist da. Courbet gedachte Dinge zu lancieren, die aller Welt längst als wertvoll bekannt waren. Hauptmann Hueber entdeckt und empfiehlt Ideen, die seit 50 oder 100 Jahren als edle Torheiten erwiesen sind. Es gibt nichts Peinlicheres als die Verpflichtung einen Idealismus, der als subjektives Phänomen die Noblesse selber ist, in die Irrtümer aufzulösen, die er als

objektives Phänomen darstellt. Was will Hueber? Die Überwindung der materiellsten aller sozialen Potenzen, des Kapitalismus, durch die immateriellste Macht, durch die ökonomisch bekanntlich sehr entsubstanziierte Intelligenz. Die organisierte Intelligenz wird proklamieren, daß die kapitalistische Kultur eine Aferkultur ist, und der Kapitalismus wird sich den neuen, von der Intelligenz geschaffenen Kulturkonventionen mit dienendem Erröten fügen. Herr Hauptmann Hueber will mit seinen Anhängern alle humanitären Bestrebungen der Erde in einem Weltamt verwaltungstechnisch konzentrieren, das Kapital moralisch machen, dem Staat nie zu nahe treten und schließlich Kapital und Sozialdemokratie und Staat mit einem einzigen ungeheuren Kuß resorbieren. Man greift sich an den Kopf und fragt sich, ob man wacht oder träumt? Ist diese blühende Naivetät noch immer möglich? Das Interessanteste: Dem Aufruf sind Zuschriften beigegeben, die dem Hauptmann Hueber mehr oder minder beistimmen. Ernst Mach schreibt eine Vorrede. Franz Servaes widmet der namenlosen Konfusion eine trotz aller Bedenken freundliche Besprechung. Es ist erschreckend in die Welt dieses Aufrufs und dieser Zuschriften zu sehen. Die tiefsten sozialphilosophischen Erkenntnisse, die seit Fourier, Saint-Simon, Owen und seit dem *Kommunistischen Manifest*, das die Vorläufer überwand, gemacht worden sind, sind für diese ganze Welt der besten Gesinnung und der ahnungslosesten sozialwissenschaftlichen Unkenntnis nicht gemacht. Einem Korrespondenten gesteht Hueber mit lächelndem Staunen ein, daß er Saint-Simon bis dato nicht gekannt hat. Es tut mir leid, aber es muß Herrn Hueber und allen, die mit ihm gehen, auf das energischste gesagt werden, daß auch der bestgemeinte Idealismus eine unverantwortliche Anmaßung wird, wenn er hinter dem Erkenntnisstandard seiner Zeit um dieses tolle Maß zurückbleibt. Gegen diesen Idealismus muß man protestieren. Wir haben nicht Zeit hinter das Jahr 1848 zurückzukehren, noch einmal den Bund der Gutzkowschen Ritter vom Geist zu erleben, an den ein Interpellant sehr gut erinnert, noch einmal das Schauspiel zu sehen, das Fourier bot, als er Tag für Tag am Fenster stand den Kandidaten zu erwarten, den idealsten aller Rockefeller, der ihn zur Begründung eines Phalanstères, zur modellstaatlichen Überwindung

des Kapitalismus die lumpigen 15 Millionen schenken sollte. Nicht im mindesten sei bezweifelt, daß eine Organisation der Intelligenz möglich ist und nützlich sein kann. Ich wende mich gegen das naiv Präntiöse an dem Hueberschen Idealismus, gegen den unbewußten Dünkel, der da meint die Heilmethode erfunden zu haben, die in Platons Weisesten, Campanellas Sonnenstaat und Saint-Simons Intelligenz-patriarchentum geistvoll vorgebildet und dennoch von der Historie bliamiert worden ist. Eine Organisation der Intelligenz hat Wert, wenn sie sich der Relativität ihres Wertes bewußt ist. Wer nicht an der Hand von Marx die Problemwelt der ökonomisch-klassengeschichtlichen Sozialphilosophie durchlebt hat, der besitzt bei aller Reinheit der Absicht kein Recht die Intelligenz zu organisieren. Torheit ist es zu behaupten, daß heute im Kampf um die neue Menschheit ganz ausschließlich die ökonomisch-politische Emanzipation der Arbeiterklasse am Platz sei. Wir haben hundert Gelegenheiten die Machtmittel einer großzügigen Ideologie zu entfalten. Aber wir protestieren gegen einen Idealismus, der, mag er zehnmal mit subjektiver Bescheidenheit auftreten, noch nicht jene objektive Bescheidenheit gelernt hat, die ihm die Marxische und nachmarxische Sozialökonomie anweisen müßte, wenn er diese Sozialökonomie zu studieren sich verpflichtet fühlte.

X  
**Kurze Chronik** Der *Rhein-Mainische Verband für Volksbildung* hatte im Berichtsjahr 1910-1911 insgesamt 621 persönliche und 212 körperschaftliche Mitglieder. Die Ende September und Anfang Oktober 1910 abgehaltene 3. *Rhein-Mainische Volksakademie* war von etwa 80 Personen (Lehrern und Arbeitern) besucht. Das Verbandstheater veranstaltete im Berichtsjahr 154 Vorstellungen. Im ganzen hat der Verband 41 Wander- und 123 Stadtbibliotheken geschaffen. X Die Akademie in Frankfurt am Main verfügt derzeit über einen Lehrkörper von 59 Dozenten. Das Publikum der Akademie besteht aus Kaufleuten, Technikern, Beamten, Lehrern, Ärzten, Studenten. Die Zahl der Hörer war 1910-1911 2605.

X  
**Literatur** Aus dem Jahrbuch 1911 für *Volks- und Jugendspiele* (Leipzig, Teubner) werden trotz einer stark nationalen

Tendenz, aus dem sehr handlichen Buch *Wanderer, Spiel und Sport / München-Gladbach, Volksverein/* trotz ähnlicher Grundstimmung der Bearbeitung unsere Jugendleiter eine Menge anregender sportlich-technischer Details herausholen können. Insbesondere der an zweiter Stelle genannte Taschenband, den sehr hübsche Konturillustrationen zieren, scheint mir eine nützliche Bereicherung unserer sportiven Handbuchliteratur und soll empfohlen sein.

## WISSENSCHAFT

### Naturwissenschaften / Frida Ickh

**Radiummessung** Bei der überaus großen Bedeutung der Radiumforschung macht sich in den letzten Jahren immer mehr und mehr der Mangel eines allgemeingültigen, internationalen Radiummaßes fühlbar. Zur Ausarbeitung dieser Frage wurde bereits auf dem letzten radiologischen Kongreß, der im September 1910 zu Brüssel getagt hat, eine Kommission gewählt, der unter anderen Frau Curie, Rutherford und Soddy angehören. In seiner Schrift *Radiumnormalmaße und deren Verwendung bei radioaktiven Messungen* /Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft/ gibt E. Rutherford eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Frage. Die Aufgabe einer internationalen Radiummessung besteht einerseits in der Gewinnung einer allgemein zugänglichen Meßmethode, andererseits in der Wahl einer passenden Meßeinheit. Da es unmöglich ist Radium in größeren Mengen zu gewinnen, so ist eine direkte Volumengewichtsmessung ausgeschlossen. Die Mengenbestimmung macht man indirekt, indem aus der Intensität der emittierten Strahlungen eines Radiumpräparats auf das darin enthaltene Quantum reinen Radiums geschlossen wird. Entsprechend der nunmehr wohl allgemein angenommenen sogenannten *Desintegrations-theorie* wird die Emanation als das erste Zerfallsprodukt des metallischen Radiums betrachtet. Befindet sich Radium im Gleichgewicht mit der von ihm erzeugten Emanation, so heißt das so viel als daß die Emanation so rasch vom Radium erzeugt wird wie sie selbst ihrerseits in die weiteren Zerfallsprodukte Radium A, Radium B, Radium C übergeht. Das Volumen der Emanation, die mit dem sie erzeugenden Radium im Gleichgewicht steht, ist also ein Maßstab für die Radiummenge. Zur Messung

der Emanation empfiehlt Rutherford die Messung der  $\gamma$ -Strahlen. Diese rühren fast gänzlich vom Radium C her. Ungefähr einen Monat nach dem Zerfall erreicht die Intensität der  $\gamma$ -Strahlen ihr Maximum, bleibt dann unverändert und ist der vorhandenen Radiummenge als proportional zu setzen. Zur Messung selbst bedient man sich eines Goldblatt-elektroskops. Zuerst wird das zu messende Radiumpräparat eingestellt, und zwar in einer solchen Vorrichtung, daß die  $\alpha$ - und  $\beta$ -Strahlen absorbiert werden. Die  $\gamma$ -Strahlen allein bewirken einen Ausschlag, der mit dem Ausschlag bei dem Radiumnormalpräparat verglichen wird. Etwas abweichend von dieser Methode ist die Frau Curies. Darin wird die von den  $\beta$ - und  $\gamma$ -Strahlen erzeugte Ionisation des Radiums gemessen und mit der des Normalpräparats verglichen.

Die wichtigste Bedingung für jede Messung ist das Vorhandensein möglichst unveränderlicher Normalmaße; die Natur des Radiums macht aber einen unveränderlichen Radiumnormalmaßstab, ähnlich zum Beispiel dem Meternormalmaßstab, unmöglich. Ein Quantum Radium nimmt schon 3 Jahre nach seiner Herstellung um 1 ‰ und in 100 Jahren um etwa 3,4 % ab. Um nun Umschreibungen zu vermeiden, erweist es sich als nötig der Normaleinheit eine Benennung zu geben. Laut Beschluß des Brüsseler Kongresses soll diese Benennung ein *Curie* sein: als jene Menge Emanation, die mit 1 Gramm reinen Radiums in Gleichgewicht steht; ein Millicurie ist der 1000. Teil eines Curie.

Nachdem man sich über die Prinzipien der Radiummessung klar geworden ist, bleibt als erste praktische Aufgabe die Beschaffung des ersten Radiumnormalmaßes. Diese Aufgabe hat Frau Curie übernommen, die sich bereit erklärt hat dem Radiumeinheitskomitee zirka 20 Milligramm reinen Radiums zu liefern. Später sollen danach sekundäre Normalmaße hergestellt und an Laboratorien und wissenschaftliche Institute verteilt werden. Das Urnormalmaß selbst soll in Paris aufbewahrt werden.

×  
**Formenlehre** Unter allen Zweigen der Naturwissenschaft nimmt die Lehre vom menschlichen Körper eine ganz besondere Stellung ein. Da diese Disziplin außer dem rein wissenschaftlichen einem praktischen Ziel (in Form der Medizin) zustrebt, so werden oft genug Fragen vernach-



lässigt, die lediglich einen theoretischen Wert haben. Zum Beispiel fehlte bis jetzt eine vergleichende Formenlehre des Menschen, obwohl Anatomie und Physiologie durchaus von entwicklungstheoretischem Standpunkt ausgehen. Den Versuch einer solchen vergleichenden Formenlehre macht nun zum erstenmal H. Friedenthal in einem grundlegenden Werk *Beiträge zur Naturgeschichte* (Jena, G. Fischer/), dessen 5. Teil sich speziell mit den *Sonderformen der menschlichen Leibesbildung* beschäftigt. Friedenthal, der unter anderem die Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und anthropoiden Affen nachgewiesen hat, versucht nun die Sonderformen des menschlichen Körpers, die bis jetzt nur rein morphologisch behandelt wurden, in ihrer Genesis funktionell zu erklären. Nur durch die Funktion, die ein Organ erfüllt, kann sein Bau erklärt werden. »Abgesehen von der Sprache mit ihrer Einwirkung auf Kehlkopf und Gehirnbau hat der aufrechte Gang des Menschen wohl die größte Zahl morphologischer Sonderbildungen verursacht. An Fuß und Wade, am Becken, am Gesäß, an Wirbelsäule und Schädel und selbst an der Terminalbehaarung der Männerbrust lassen sich die Folgen des den Menschen auszeichnenden aufrechten Ganges nachweisen. Der den Menschen auszeichnende Gebrauch der Hand bedingt die Stärke des menschlichen Daumens, die Kopfform des menschlichen Neugeborenen bedingt die Größe der Beckenmasse.« Die Sonderstellung des Menschen macht sich am auffälligsten im wichtigsten Organ aller Tiere, in der Haut, bemerkbar. Die Haut der Säugetiere hat mehrere Funktionen zugleich zu erfüllen. Als Organ des Kälteschutzes besitzt die Säugerhaut ein Haar- oder Borstenkleid mit Talgdrüsen und Muskeln und einen schützenden Fettmantel im Untergewebe. Als Organ der Wärmeabgabe besitzt die Haut Schweißdrüsen und ein weites Kapillarnetz, als Organ der Offensive die verschiedenartigsten Horngebilde, wie Nägel, Klauen, Hufe und Hörner, als Sinnesorgane dienen schließlich die Endorgane der Haut- und Haarnerven zur Aufnahme von Sinnesreizen. Vergleicht man nun die Haut des Menschen mit der aller anderen Säugetiere, so besteht die Sonderform der Menschenhaut darin, daß sie den höchsten Grad von *Vollkommenheit* erreicht, wenn man als Maßstab der Vollkommenheit das Prinzip des

kleinsten Arbeitsaufwands betrachtet. Die menschliche Haut zeichnet sich durch eine übermäßige Feinheit aus, aber eine dicke Haut erfordert nicht nur eine intensive Entwicklungsarbeit, also einen übermäßigen Aufwand von Energie, sondern belastet den Bewegungsapparat des Organismus, so daß das Tier den erhöhten Schutz vor Verletzungen, den eine dicke Haut gewährt, mit einem erheblichen Energieaufwand bezahlen muß. Der Mensch ist gezwungen durch künstliche Mittel sich einen Schutz vor Kälte zu schaffen, aber die Arbeit zur Beschaffung künstlicher Wärmemittel ist nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Arbeit, die von den pelztragenden Säugetieren zur Bildung und zum Wechsel ihres Wärmeschutzorgans geleistet werden muß. Dazu besitzt kein Tier ein so vollkommenes Instrument zur Aufnahme von Sinnesreizen wie der Mensch in seiner wollhärchentragenden Haut. Diese Haut ist am besten geeignet ein Maximum von Sinnesreizen zu übertragen. Auf der Menge der dem Zentralnervensystem übermittelten Reize beruht wiederum die Erregbarkeit und damit die *Intelligenz* der Tiere. Und so kommt es, daß die Unvollkommenheit des Kälteschutzes des Menschen durch seine gesteigerte Intelligenz weit kompensiert wird. Ein schwerer Haarpelz vermindert den Tastsinn. Die Felltiere und Dickhäuter erkaufen sich die wenig sensible Haut durch eine Einbuße von Sinnesreizen. Während sich der Mensch durch künstlichen Kälteschutz (Kleider) schont, bewahrt er sich zugleich die Feinheit der Sinnesorgane.

Das selbe Prinzip: ein Minimum von Energieaufwand und ein Maximum von Effekt, gilt auch für den Bau der einzelnen Organe. Die Entwicklung des menschlichen Arms und der menschlichen Hand zeigt die Entlastung der Hand als Laufwerkzeug und ihre Entwicklung als Arbeitswerkzeug. Durch den Gebrauch der Hand als Arbeitswerkzeug ist auch die große Wachstumsgeschwindigkeit der Nägel bedingt, die Nägel wiederum ermöglichen eine feinere Benutzung der Finger, und bekanntlich sitzt die größte Empfindlichkeit der Finger an der Spitze, unter dem Schutz des Nagels. Der Mensch allein besitzt 20 Plattennägel, während die anthropoiden Affen 4 Plattennägel und 16 Kuppennägel mit Sohlenhorn, und die Halbaffen 18 Plattennägel und 2 Krallen aufweisen. Der Bau des menschlichen Beines ist

durch den aufrechten Gang bedingt. Ebenso ist an den aufrechten Gang und an das Laufen im Staub die Nase angepaßt, die sich vom einfachen Riechorgan immer mehr und mehr zum Staubfilter entwickelt hat. Der Mund hat eine Evolution vom einfachen Eßorgan zum Sprechorgan durchgemacht, und man kann genau die Anpassung der einzelnen Mundteile an die Sprache verfolgen. Das menschliche Gebiß ist einseitig auf Zerkleinerung harter Speisen eingerichtet. Die menschlichen Zähne sind im Prinzip durchweg Backenzähne. Die frühere Nahrung des Menschen bestand vermutlich aus Zweigspitzen, Nüssen, Körnern, frischer Baumrinde etc. Die Bildung des menschlichen Auges ist im großen und ganzen durch die große Beweglichkeit des Kopfes bedingt. Der Mensch besitzt das vollkommenste Auge in dem Sinn, daß er in der Zeiteinheit viel mehr Sinnesreize aufzunehmen und dem Zentralnervensystem zuzuführen vermag als alle anderen Säugetiere. Nicht einmal das Vogelauge besitzt die Beweglichkeit des Menschenauges, und nur wenige Tiere weisen die fast parallele Achsenstellung und damit das vollkommene stereoskopische Sehen des Menschenauges auf. Durch die große Beweglichkeit des Kopfes ist auch der Bau des Ohres zu erklären. Die rückgebildete Muskulatur und der umgerollte Rand der Ohrmuschel deuten darauf hin, daß die Ohrmuschel früher eine wichtigere Funktion zu erfüllen hatte als heute. Diese flüchtige Übersicht gibt den Weg an, den Friedenthal einschlägt, um die Formen der menschlichen Leibesbildung entwicklungsgeschichtlich zu deuten. Einer eingehenden vergleichenden Untersuchung unterwirft er ferner die Geschlechtsorgane, die verschiedenen Fettablagerungen und die Spermatozoen. Das Gesamtergebnis faßt der Verfasser in seinem Schlußsatz zusammen: »Übereinstimmend mit den Blutuntersuchungen und Haarkleiduntersuchungen des Verfassers führt auch die Untersuchung zahlreicher Sonderformen der menschlichen Gestalt zu dem Ergebnis, daß der Mensch und die anthropoiden Affen in einer gemeinsamen Unterordnung (Anthropomorphae) innerhalb der Säugetierordnung der Primaten oder Affen untergebracht werden müssen.«

In der ungeheuren Menge von Detailarbeit, die jahrein jahraus besonders in der Biologie geleistet wird, bedeutet das Werk Friedenthals einen Wegweiser

und eine Zusammenfassung von höherer Warte aus.

× **Kurze Chronik** Am 15. August starb im Alter von 69 Jahren Albert Ladenburg, ordentlicher Professor der Chemie an der Universität Breslau. Der Verstorbene errang sich besondere Verdienste durch seine Vorträge über die Entwicklungsgeschichte der Chemie. × Der diesjährige Naturforscherkongreß fand in der Zeit vom 23. bis zum 30. September in Karlsruhe statt. × Der Zoologe Dr. K. Escherich hat von Carnegie eine beträchtliche Summe erhalten, um eine Organisation zu studieren, die zwecks Vertilgung forstlicher und landwirtschaftlicher Schädlinge in Nordamerika besteht. × In einer Kiesgrube bei Niederengelheim wurde der Stoßzahn eines Elefanten aus der Juratertiärzeit gefunden. × E. Stephani machte den Vorschlag die Granulationen der Photosphäre kinematographisch aufzunehmen.

× **Literatur** In 2. Auflage erschien Bernh. Weinstein's *Physik und Chemie* / Leipzig, Barth/. Das Werk ist bedeutend ergänzt und jetzt auf 2 Bände angewachsen. Was an diesem Buch sonst hervorzuheben war: Gemeinverständlichkeit der Darstellung und Einfachheit der Schilderung, ist bei der neuen Auflage in noch höherem Maß zu rühmen. Das Buch setzt keine mathematischen Kenntnisse voraus und kann daher als ausgezeichnetes Hilfsmittel zum Selbststudium dienen. × Anleitung zum Studium von Botanik und Geologie an der Hand naheliegender Objekte gibt das kleine Buch W. Gothans *Botanisch-geologische Spaziergänge in der Umgebung von Berlin* / Leipzig, Teubner/. Exkursionen, die auf die Zeit von Anfang April bis Mitte September verteilt sind, führen in die nächste Umgebung Berlins. Die Ausflüge sind so angeordnet, daß der Leser nach und nach alle botanischen und geologischen Formen der Mark Brandenburg kennen lernt, einmal den Kiefernwald und die Heide, dann die Laubwaldflora, die Sumpflvegetation und die Moore, den Geschiebemergel, den Ton, den Tertiärsand etc. Das Pflanzenverzeichnis am Schluß ermöglicht das Werkchen als Nachschlagewerk für heimatische Botanik zu benutzen. × In seiner *Urgeschichte*

des Menschen /Regensburg, Manz/, die eine gemeinverständliche Anthropologie auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse geben will, sucht Dr. Seb. Killermann zu beweisen, daß »die weltliche Wissenschaft der göttlichen Offenbarung und kirchlichen Lehre nichts anhaben« kann. X Die kleine Schrift *Die Pilse* von A. Eichinger /Leipzig, Teubner/ unterscheidet sich von den sehr verbreiteten praktischen *Pilzbüchern* dadurch, daß der Verfasser einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgt. Wie in fast allen Bändchen der vorzüglichen Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt*, so finden wir auch in diesem eine sachliche Behandlung des Stoffes in knapper und leicht verständlicher Form.

### Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

**Geschichtsphilosophie** Die in wissenschaftlichen Journalen und Büchern eifrig fortgesetzte Diskussion über Probleme der Geschichtsphilosophie, insbesondere über die methodologische Frage nach dem Verhältnis der Geschichtswissenschaft zu den generalisierenden wesentlich auf die Herausarbeitung von Gattungsbegriffen und Gesetzen gerichteten Wissenschaften, hat, trotz der Bedeutung, die sie für eventuelle Versuche einer Fort- und Umbildung der Marx'schen materialistischen Geschichtsauffassung gewinnen könnte, in der sozialistischen Presse bisher kaum Beachtung gefunden. Die anregendste und interessanteste Publikation auf diesem Gebiet, deren Inhalt hier zunächst rein referierend mitzuteilen wäre, ist eine Abhandlung Heinrich Rickerts über *Geschichtsphilosophie* in dem von Windelband herausgegebenen Sammelwerk *Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts* /Heidelberg, Winter/: ein äußerst klares Resümee, zu dessen Verständnis es des Umwegs über des Verfassers methodologisches Hauptwerk *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung* nicht bedarf.

Jene Anschauung, daß alle Wissenschaft ihr Endziel in dem Nachweis allgemeiner Gesetze sehen müsse, denen die Wirklichkeit unterworfen ist, daß also auch die Geschichte, sofern sie Wissenschaft werden wolle, ihre ganze Darstellungsarbeit sozusagen nur als Vorbereitung für die Eruierung historischer Gesetze zu betrachten habe, beruht nach Rickert auf einem aus dem glänzenden Aufschwung der exakten Naturwissenschaften wohl erklärlichen, aber sachlich unbegründeten, die Interessen unseres Erkenntnis-

strebens einseitig interpretierenden Vorurteil. Die Wissenschaft fängt nicht ab ovo an, sie findet vielmehr in den unwillkürlich entstehenden Vorstellungen — die immer schon eine durch den Denkprozeß hindurchgehende auswählende und ordnende Umbildung der Wirklichkeit darstellen — bereits ein vorgeformtes Material vor, an das sie überall anknüpft. Und hier in dieser unwillkürlichen Vorstellungstätigkeit, in den Interessen, durch die sie geleitet ist, tritt bereits eine zwiefache Grundtendenz, die sich dann durch alle Arbeit wissenschaftlichen Erkennens weiter fortsetzt, charakteristisch hervor. Weitaus die meisten Dinge und Vorgänge interessieren uns nämlich nur durch das, was sie mit anderen gemein haben, und darum achten wir auch nur auf dies Gemeinsame, obwohl tatsächlich jeder Teil der Wirklichkeit von jedem andern individuell verschieden ist, und nichts in der Welt sich genau wiederholt. Insofern fassen wir die Objekte als Exemplare eines allgemeinen Gattungsbegriffs auf, die durch andere Exemplare des selben Begriffs ersetzt werden können, das heißt, wir sehen sie, obwohl sie niemals gleich sind, als gleich an und bezeichnen sie daher auch nur mit dem allgemeinen Gattungsnamen. Diese jedem bekannte Beschränkung des Interesses auf das Allgemeine im Sinn des einer Gruppe von Gegenständen Gemeinsamen oder die generalisierende Auffassung ist es, die die unüberschbare Mannigfaltigkeit und Buntheit der Wirklichkeit für uns in bestimmter Weise gliedert, es überhaupt erst ermöglicht, daß wir uns in ihr zurechtfinden. Aber in dieser Auffassungsart erschöpft sich unsere Kenntnis und unser Interesse nicht. Dieser oder jener Gegenstand kommt gerade durch seine Eigentümlichkeit, durch das, was ihn von allen anderen Objekten unterscheidet, für uns in Betracht. Unser Interesse und unsere Kenntnis beziehen sich dann also gerade auf seine Individualität, auf das, was ihn unersetzlich macht, und wenn wir auch wissen, daß er sich ebenso wie andere Objekte als Exemplar eines Gattungsbegriffs auffassen läßt, so wollen wir ihn doch nicht als gleich mit anderen Dingen ansehen sondern ihn ausdrücklich aus seiner Gruppe herausheben, was sprachlich darin seinen Ausdruck findet, daß wir ihn nicht mit einem Gattungsnamen sondern mit einem Eigennamen bezeichnen. So selbstverständlich und so unentbehrlich wie die generalisierende ist diese individualisierende Auffassung der Wirklich-

keit für uns. Und ferner: Auch diese individualisierende Auffassung ist, wie Rickert nachdrücklich und mit unzweifelhaftem Recht hervorhebt, keine bloße photographisch treue Abspiegelung der konkreten Objekte, auf die sie sich bezieht. An den konkreten Einzelobjekten, die uns interessieren, interessiert uns ja nur dies und jenes, und eben diese interessierenden Züge sind es, die unsere individualisierende Vorstellung des Einzelobjekts in Gedanken als dessen *wesentliche* Prädikate fixiert.

Die Wissenschaft, die an die vorwissenschaftliche Vorstellungs- und Begriffsbildung kritisierend anknüpft, strebt als generalisierende Wissenschaft — deren methodologischer Typus innerhalb der Naturwissenschaften seine höchste Ausbildung erhalten — als Endziel nach Begriffen, deren Inhalt für die zu untersuchenden Objekte unbedingt allgemein gilt, das heißt nach der Erkenntnis spezieller und allgemeiner Gesetze, denen diese unterliegen, und sucht damit zugleich die zu erkennende Wirklichkeit so unter allgemeine Begriffe zu bringen, daß diese sich durch die Verhältnisse logischer Über- und Unterordnung zu einem einheitlichen System der Naturerkenntnis zusammenschließen. Rickert bestreitet keinen Augenblick, daß auch das geistige und Willensleben, Gesellschaft und gesellschaftliche Bewegung generalisierend im Hinblick auf allgemeine Gesetze untersucht werden können und sollen. So trage zum Beispiel die physiologische und Assoziationspsychologie, nach ihrem Ziel beurteilt, durchaus das Gepräge einer generalisierenden Gesetzeswissenschaft; so suche in anderer Weise auch die Soziologie nach Typen zur Klassifikation gesellschaftlicher Gebilde und nach Regelmäßigkeiten respektive Gesetzen ihrer Umbildung und Änderung. Indes, die Geschichtswissenschaft selbst, so wertvolle Fingerzeige ihr die Entdeckung soziologischer Gesetze der historischen Forschung vielleicht geben könnte, verfolgt in ihrer Grundtendenz ein wesensanderes Ziel. Ihr kommt es nicht auf ein Allgemeines an, das sich überall, oder dessen Eintreten sich unter gewissen näher zu bezeichnenden Bedingungen überall konstatieren läßt, sondern, jedenfalls in erster Reihe, immer auf die Erkenntnis eines von der individualisierenden Betrachtung ausgewählten besonders, in diesem Sinn individuellen Objekts. Welcher Richtung der Historiker angehört, ob er, wie Carlyle, von der spezifischen Bedeutsamkeit großer

Persönlichkeiten durchdrungen, das geschichtliche Wirken einzelner derartiger Individuen, oder ob er ein ganzes Volk, ein ganzes Zeitalter, eine bestimmte wirtschaftliche, politische, religiöse, künstlerische Bewegung zum Gegenstand seiner Darstellung macht, immer richtet sich die Arbeit auf die Darstellung eines Ganzen, das in seiner gegebenen individuellen Besonderheit, soweit diese interessiert, erfaßt werden soll, und das sich, so betrachtet (im Gegensatz zu den als Gattungsexemplaren aufgefaßten Objekten einer generalisierenden Wissenschaft) mit keiner andern Wirklichkeit deckt, unwiederholbar ist. Auch die Naturwissenschaften selber verfahren in manchen ihrer Disziplinen vorwiegend nach diesem individualisierenden Schema; zum Beispiel in der Geologie, die ja, wie schon ihr Name sagt, die Entwicklungsstadien nicht von Himmelskörpern überhaupt sondern die eines einzigen, der Erde, betrachten will und so in diesem Sinn individualisierend ist.

Wenn das vorwissenschaftliche Individualisieren die Objekte oft so aus ihrer Umgebung heraushebt, daß es sie dadurch abschließt und insofern vereinzelt, will das geschichtswissenschaftliche seine Objekte, ebenso wie das generalisierende Wissenschaftsverfahren, natürlich in einem Zusammenhang begreifen. Nur wird für die Geschichte dieser Zusammenhang nicht durch ein System von Gattungsbegriffen und Gesetzen repräsentiert sondern durch einen Komplex von Beziehungen, in dem das individualisierend aufgefaßte Objekt zu seiner besonders individualisierend aufgefaßten Umwelt steht, und durch die Stadien, die es im Rahmen dieser Umwelt von seinem Anfang bis zu seinem Ende — respektive in einem von der auswählenden Betrachtung abgegrenzten Zeitraum — durchläuft. Mit anderen Worten: Der den Historiker interessierende Zusammenhang ist immer eine in Verbindung mit ihrer Umgebung aufgefaßte Entwicklungsreihe von verschiedenen unter einander verbundenen Entwicklungsstufen des Objekts. So ist Geschichte also, ihrer allgemeinen Tendenz nach, zugleich auch immer Entwicklungsgeschichte des von ihr dargestellten Objekts: Entwicklungswissenschaft, die aber nicht, wie etwa die Embryologie, die Aufstellung für alle Exemplare einer bestimmten Klasse von Objekten gültiger allgemeiner Entwicklungsreihen und Gesetze — wobei von der Besonderheit des Einzelfalls abgesehen wird — sondern umgekehrt gerade

die Darstellung der einem individuell interessierenden Objekt eigentümlichen, nur im Zusammenhang mit der Besonderheit seiner Umwelt verständlichen Entwicklung im Auge hat.

Zweifellos kann aber die Geschichte, die die Herausarbeitung allgemeiner Begriffe, Regeln oder Gesetze nicht selbst als Ziel verfolgt, diese bei ihrer eigenen Arbeit als Rüstzeug nicht entbehren. Zum Beispiel: Jener Zusammenhang, in dem sie ihr Objekt betrachtet (die Beziehung zur Umwelt, die Reihe der Veränderungen), ist selbstverständlich immer zugleich auch ein *Kausalzusammenhang*. Sie will also die individuelle Entwicklung in ihrer Besonderheit zugleich als eine *kausal motivierte*, so weit wie möglich als *notwendige Entwicklung* erfassen und muß zu diesem Zweck allgemeine Begriffe von Kausalverhältnissen eventuell Kausalgesetzen als Erklärungsgründe im Rahmen ihrer individualisierenden Darstellung stillschweigend mit heranziehen. So hat der Historiker, um nur an das Nächstliegende zu erinnern, Handlungen von Personen, Bewegungen von Massen psychologisch zu interpretieren, das äußere konstatierbare Verhalten aus Willenstendenzen und Zwecksetzungen zu verstehen, die selbst kausal *nezessidiert* sind und in dieser ihrer Verursachung *größtenteils* auf ein ganz allgemeines Kausalverhältnis, auf die Normierung des Willens durch das Eigeninteresse je nach der Lage der Agierenden zurückweisen.

Was ferner die Gruppen- und Klassenbegriffe anlangt, mit denen der Historiker operiert, so fassen diese freilich das einer Mehrheit von Objekten Gemeinsame zusammen. *Proletariat, Bourgeoisie, Großstädter, Landbevölkerung* usw. sind klassifizierende Gattungsbezeichnungen. Aber indem der Historiker solche Gattungsnamen verwendet, tut er es nicht, um generalisierend unabhängig von Volk und Zeit etwas Allgemeines darüber auszusagen. Er hat es nur mit Klassen und Gruppen eines individuellen historischen Ganzen, eines bestimmten Volkes, eines bestimmten Zeitalters, dem sie als Teile zugehören, zu tun, spricht von Klassen und Gruppen nur als Teilen seines besondern, durch Auswahl abgegrenzten Ganzen. Rickert veranschaulicht das schlagend an einem Beispiel. Man denke sich, entgegnet er denen, die der Geschichte durch Reduktion auf Schilderung der Massenbewegungen ein generalisierend naturwissenschaftliches Gepräge meinen geben zu

können, eine Darstellung der französischen Revolution, die wirklich nur die Massenbewegungen berücksichtigt, das Handeln einzelner Personen als unwesentlich beiseite läßt. Auch diese müßte, das ist der entscheidende Punkt, ihre allgemeinen Gruppenbegriffe immer so bilden, daß sie sich zur Darstellung dieses einmaligen historischen Ganzen eignen; von einer generalisierenden Methode aber dürfte man nur dann sprechen, wenn mit den Gruppenbegriffen irgend eine beliebige Revolution und nicht, wie wir das voraussetzen und voraussetzen müßten, vielmehr diese eine bestimmte *französische Revolution* dargestellt werden soll, die im Jahre 1789 begann usw.

Die Schlußbetrachtungen des 1. von der *Logik der Geschichte* handelnden Abschnitts charakterisieren näher die spezifische Rolle, die im Unterschied zu dem generalisierenden Verfahren die »Wertbeziehung« in der Geschichte spielt. »Wertfrei« im absoluten Sinn, das heißt von jeder Beziehung auf menschliches Wollen, menschliche Interessen losgelöst, ist selbstverständlich keine Wissenschaft. Aber der zu realisierende Wert, der Endzweck, auf den die Arbeit generalisierender Gesetzeswissenschaften hinielt, ist durch das reine Denkiteresse systematischer Erkenntnis vorgezeichnet. Wohingegen die Geschichte bei der Erkenntnis, die sie gewinnen will, durch andere mit ihren speziellen Objekten verbundene spezielle Werte geleitet wird, jedoch ohne damit den Charakter wissenschaftlicher Objektivität einzubüßen. Als individualisierende Betrachtung wählt sie zu ihrem Gegenstand natürlich geschichtliche Objekte, die durch ihre Beziehung zum kulturellen Leben und zu den Institutionen, die sich dieses schafft, spezifisch soziales Interesse und Bedeutung haben, erhebt so die Beziehung zur Kultur, eine Wertbeziehung, zum orientierenden Gesichtspunkt ihrer Auswahl. Das Interesse für politische und staatliche Entwicklungen, für wirtschaftliche Organisationen, für Kunst, für Religion usw., gibt dem Historiker Maßstäbe an die Hand, nach denen er bei seiner Darstellung bestimmter Völker und Epochen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem wertend unterscheidet, bei jenem verweilt, an diesem vorübergeht. Wie er zu dem, was er bei seiner Darstellung in diesem Sinn als wesentlich und bedeutsam hervorhebt, sich persönlich stellt, also ob er etwa nach seinen ethischen Überzeugungen ein bestimmtes historisches Individuum, die

Ziele einer bestimmten historischen Bewegung billigt oder tadelt, interessiert nur sekundär. Er braucht darüber nichts zu sagen, ja er kann jede solche Fragestellung als außerhalb seiner Aufgaben liegend ablehnen. Jene grundlegend immanente Wertbeziehung als Prinzip der Auswahl wird dadurch nicht berührt. Die beiden letzten Kapitel handeln von den Gesichtspunkten, unter denen eine die Geschichte ergänzende allgemeine Geschichtsphilosophie möglich wäre. Wenn der Historiker die geschichtlichen Erscheinungen individualisierend betrachtet, so besagt das, wie schon erwähnt, keineswegs, daß die gesellschaftlichen Gebilde, in deren Rahmen sich die Geschichte abspielt, und die geschichtliche Bewegung dieser Gebilde selbst nicht andererseits ebensowohl Gegenstand einer generalisierenden, klassifizierenden und schließlich auf Erforschung allgemeiner Gesetze gerichteten Betrachtung sein könne. Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich die Soziologie, die, um dieses ihres Zieles willen, vielen als *Philosophie der Geschichte* gelte. Nach Rickerts Auffassung zu Unrecht. Denn als Gesetzeswissenschaft fehle der soziologischen Betrachtungsweise ein leitendes Prinzip der Wertbeziehung. Ohne ein solches falle aber auch die Möglichkeit geschichtliche Veränderungen zugleich als eine Entwicklung von Niederm zu Höherm aufzufassen und unter diesem Gesichtspunkt dann das Ganze der Universalgeschichte zu gliedern dahin. Wie die empirische Geschichtswissenschaft empirisch aufgegriffene Wertbeziehungen, nach denen sie wählt und ordnet, Wesentliches und Unwesentliches trennt, verwenden muß und nur in dieser Weise möglich ist, so bedürfte die Philosophie der Geschichte der Beziehung auf einen höchsten Wertgedanken. Die von soziologischer Seite aufgestellten *Gesetze der Geschichte* — zum Beispiel Comtes These der 3 einander angeblich notwendig folgenden, das soziale Leben grundlegend bestimmenden Denktypen: des religiösen, des metaphysischen und positivistischen — seien ja großenteils von vornherein schon als Gesetze des Fortschritts gedacht, schlossen also die Beziehung auf einen durch Fortschreiten zu realisierenden Wert — ein Moment, das dem Begriff des *Gesetzes* an sich völlig fremd ist — ein. Nicht die Frage nach den Gesetzen, die Frage nach dem Sinn der Universalgeschichte, nach einem Wert, dessen Realisierung die geschichtliche Bewegung zu-

strebt, sei das bestimmende Motiv, das zum Bemühen um eine Philosophie der Geschichte führe. So habe auch die klassische deutsche Philosophie, namentlich die Hegels, das Problem gefaßt, indem sie die Geschichte als Entwicklung zur *Freiheit*, zu einem Zustand, in dem die Menschheit nach Vernunft all ihre Verhältnisse in Freiheit ordne, deutete. Dieser Grundgedanke lasse sich aus der Verschmelzung mit metaphysischen Voraussetzungen, in der er dort auftritt, ablösen und behalte richtunggebende Bedeutung.

Ein Eingehen auf die Kritik, die Rickert an der materialistischen Geschichtsauffassung übt, und auf das Verhältnis der Marxschen Auffassung zu dem von ihm vertretenen allgemeinen Standpunkt, sei einer späteren Erörterung vorbehalten.

× **Kurze Chronik** Robert Michels und Adolf Köster publizieren ein Werk des italienischen Gelehrten Alfredo Niceforo *Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen* in deutscher Übersetzung /Leipzig, Maas & van Suchtelen/. Der Verfasser hat ein reichhaltiges statistisches Material zusammengetragen, um typische Durchschnittsunterschiede anthropometrischer, biologischer, demographischer und psychologischer Art zwischen den armen und den besser situierten Volksschichten nachzuweisen. Vieles ist interessant, manches bei der ausgeprägten Neigung des Verfassers auf schmaler Beobachtungsbasis gefundene Resultate zu generalisieren anfechtbar. Auch sind die Unterschiede zwischen den in Beruf und Einkommen von einander differierenden Schichten des arbeitenden Proletariats bei den bisherigen Erhebungen — von deren geringem Umfang ganz zu schweigen — relativ so wenig berücksichtigt, daß schon aus diesem Grund weitergehende Verallgemeinerungen prinzipiell Zweifel begegnen müssen. Das gilt in Sonderheit für des Verfassers These, daß die Ungunst der materiellen Verhältnisse allgemein in einer durchschnittlichen psychologischen und darum auch intellektuellen Minderwertigkeit der Nichtbesitzenden den besser Situierten gegenüber zum Ausdruck komme. So mißt er in dem von der *Psychologie* handelnden Kapitel den Eindrücken, die er in den Quartieren des hungernden römischen Lumpenproletariats empfangen hat, offensichtlich eine recht übertriebene Bedeutung bei. × In seiner Schrift *Staatsfälle unserer Klassiker* /Leipzig, Hirschfeld/ gibt Dr. G. Falter einen systematisch

instruktiven Überblick über die Anschauungen Kants, Schillers, Goethes, Humboldts, Herders, Fichtes und Hegels und ihre Beziehungen zum Naturrecht: in gewisser Hinsicht ein Pendant und eine Ergänzung zu dem umfassendern, für weitere Kreise geschriebenen Buch Gertrud Bäumers *Die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts* (siehe diese Rundschau, 1911, 2. Band, pag. 660). X Die Arbeit Dr. Walter Fischers *Das Problem der Wirtschaftskrise im Licht der neuesten nationalökonomischen Forschung* /Karlsruhe, Braun/ orientiert, ausgehend von den Anschauungen der Klassiker und der Erklärung der Krisen aus Unterkonsumtion, in objektiver Weise über die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen aus das Phänomen gedeutet worden ist. X Das Buch Gustav von Stryk's *Wilhelm von Humboldts Ästhetik als Versuch einer Neubegründung der Sozialwissenschaft* /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/ enthält nur Auszüge aus Humboldts Schriften und verhimmelnde Lobpreisungen.

## KUNST

### Dichtkunst / Max Hochdorf

**Schickele** Das Leben, das in René Schickele versank, das ihn trieb mit Versen und Hymnen der Schöpfung zu nahen, war heilig und stark. Wenn die Poeten sonst leichtfertig die Worte auflesen, die sie einer Tradition entnehmen, wenn die Poeten sonst fern von der Wirklichkeit bleiben und nicht die Dinge des Daseins bedichten sondern längst schon gesehene, längst schon verspürte literarische Welten, dann rettet sich Schickele vor solcher Sklaverei. Kein Mensch könnte ihm Abhängigkeit im Stofflichen und Formellen vorwerfen. Er hat die Grundgabe des Dichters, das eigene Auge, das eigene Herz, das eigene Wort. Was bildet er mit diesen Talenten? Einen neuen Lyrikband *Weiß und Rot* /Berlin, Paul Cassirer/. Wohl ist der Titel ein Symbol. Er bedeutet, vom plastischen Ausdruck ins Plattreale übersetzt, daß der Poet sich aus der heißen Leidenschaft zur Klarheit, zur Gewissensreinheit und zur Gedankenvernunft läutert, daß er aus den Abenteuern der Passion die Erfahrungen zum täglichen Leben eingesammelt hat. Das ist ein gefährlicher Weg, auf dem die meisten liegen bleiben. Dringt jemand aber bis zum Ende vor, ohne daß er krank und krumm

wurde, dann wird er ein tüchtiger Mensch geworden sein. Schickele hat da einen Zyklus von Gedichten *Die Heiligen und ihre Gestalt*. Indem er der Jungfrau Maria und manchem andern Himmelsfräulein frommen Sang darbringt, verliert er sich nicht in eine lose Transzendenz. Er bezieht alles Himmlische auf das Irdische, die Sternengeliebte auf die Erdengeliebte. Er erinnert sich nun in seiner Erdenliebe an die Kinderbilder, die er vom Himmlischen empfang, und da ja aufrichtige Zärtlichkeit etwas ganz Einfaches, etwas gar nicht Erdachtes sondern nur innig Empfundenes ist, muß er zum Bekenntnis der Liebe die Bilder und die Heiligenbunttheit seiner katholischen Jugend emporkufen. Wenn dieser Wille nur ein literarischer Stil gewesen wäre, dann würde er vielleicht ein artistisches, romantisch katholisierendes Verslein gemacht haben. Schickele tut mehr, indem er ganz modern all diese Phänomene sieht. Nicht spöttisch oder scheltend sondern ruhig und reif. Wie einer, der weiß, daß die Heiligen mit den Bewohnern der Spitäler verwandt sind, die heute erbaut wurden. Wie einer, der Mystik und Ekstase als ein fühlender, feiner Psychiater betrachtet. Es ist unrecht den Visionär von der Unwahrscheinlichkeit seiner Visionen überzeugen zu wollen. Der Visionär sieht ja alles, hört ja alles, tastet und riecht ja alles, was er verkündet. Schickele, der Dichter, findet meist immer die Worte, daß er seine Vision als eine beseelte Kreatur ausstattet. Meist, und er wird nur selten flach, so daß an Stelle des visionär poetischen Bildes die künstlich hingeschriebene, verschrobene, rhythmische, sogar gereimte Prosa tritt.

„Als die heilige Odilia zu... Sterben kam — Vielleicht erwachte sie noch einmal aus den Träumen,

Die das Herz der weißen Bräute haben —, Vergaß die Schöne plötzlich aller Scham, Man mußte das Getüch vom Bette räumen, Und alle Lichter wurden angebrannt auf ihr Gehelb, Sie hob die gefalteten Hände und sagte lels: »So soll er mich in seinen Armen haben.«

Das ist schön, weil hier ein mystischer Vorgang nicht als Mittel zur Bekehrung und Erbauung mißbraucht wird, weil die Legende von den seelischen Elementen ausgefüllt wird, die uns Menschen allesamt bewegen könnten. Während in den unheiligen Heiligengedichten die Form den Dingen gewachsen ist, während hier ein unbesorgter Psalmenton den Rhythmus und einen unaufdring-

lichen Reim trägt, verirrt sich Schickele im andern Teil seines Buches. Es stehen dort Stimmungen aus der Großstadt. Er glaubt die Sinne überreizen zu müssen, damit er den Klang Berlins vernehme. Was schlimmer ist: Er mußte den Reichtum seiner Worte überladen, um die Eindrücke im Bild zu formen. Er ist zu kühl oder zu pathetisch. Er kann sich in diesen Gedichten nicht sammeln. Seine freien Zeilen sind nicht viel mehr als zuchtlose Zeilen. Und dennoch ist sein Talent so kräftig, daß die Schilderung der Großstadt, die Stimmungen, die ihm auf der Straße und im Nachtcafé zusetzen, weit das Gewöhnliche überklingen. Und er steigt sogar zur Größe hinan, als er das »Großstadtvolk« aufruft sein Glück, seine moderne Romantik nicht auf den Dörfern sondern eben in den ungeheuren Steinstraßen zu suchen: Die Leser kennen das Gedicht, da es in den *Sozialistischen Monatsheften* (1909, 3. Band, pag. 1422 ff.) erschien. Die tausend Großstadtdichter gleichen sich so sehr, und selten ragt einer über die gleichgültigen Literaten hinaus, wie es Schickele beschieden ist.

×  
Lyrik

Die Deutschen haben wenig Lyrik, die als charakteristisch für die Poeten der Großstadt bezeichnet werden könnte. Die Zahl der Großstadtlyriker ist gewiß unendlich. Trotzdem haben die wenigsten Stadtpoeten lyrischen Ausdruck für ihre Heimat gefunden. Das ist seltsam, das ist aber so, und es ist wieder deutlich durch die Anthologie *Im steinernen Meer*, die als Lese für Großstadtpoesie im Hilfeverlag herauskam. Skizzen und Romane aus der Großstadt fehlen uns Deutschen ja nicht. Aber die Lyriker erschrecken vor diesem Wesen, die Sprache geht ihnen aus, und die Lilien-cron und Dehmel sind allein stark in diesem Kreis, in den vielleicht noch Holz gehört, und in den auch noch Conrad aufgenommen werden muß. Dann kommen schon viele Kleinere, mehr Hausbackene, die Berlin und Paris und London und andere Steinmeere andichten: Aber welche Armut des Ausdrucks. Wir sehen es, wenn wir die von Oskar Hübner und Johannes Moegelin, unendlich sorgsam erschaffene Sammlung betrachten, daß die besten Wald- und Wiesendichter, die süßesten Herzens- und Himmelsdichter versagen, wenn sie aus der Großstadt ihre Kunst schöpfen

wollen. Was die Jacobowski, die Trojan, die Benzmann, Bierbaum selbst und die Beutler unfähig sind diese Welt zu formen! Vielleicht hat das seine sozialhistorischen Ursachen, daß die Franzosen schon um 1790 in André Chénier ihren Großstadtlyriker hatten, daß Béranger und Richepin und selbst Coppée und die kleinen Straßen- und Kneipensänger die Deutschen diese Kunst gelehrt haben. Es ist nicht die Schuld der Herausgeber, daß sie ein Buch ohne Hall zusammenstellten, da sie doch ein treues Zeugnis von dieser deutschen Poesie geben wollten.

Reif sind die Gedichte des Max Brod sicher. Man könnte die Leichtigkeit der Formen und der Reime nicht übertreffen. Brod bleibt auf der Erde. Seine Gedichte sind wohl Noveletten und Skizzen, kleine Erlebnisse, wieder aus der Welt, die er allein kennt, der er sich opfert: aus dem Kreis des ganz jungen studentischen Liebens. Und so ist Brod eine sehr ästhetische Spezialität mit seinem *Tagebuch in Versen*. /Berlin, Juncker/. Wenn der Titel nicht den Zweck des Büchleins andeutete, so müßte der Kritiker diesen Titel erfinden.

Ein sehr junger Mann, Hugo Sonnenschein, ist ganz voll von Aufgeblasenheit, von jener subjektiven Aufschneideri, die dem Narrentum verwandt ist. Sein Buch erscheint im Verlag *Utopia* in Paris und Wien. Das verdeckt wahrscheinlich einen Selbstverlag. Sein Buch heißt *Ichgott, Massenrausch und Ohnmacht*. Das ist viel, das ist größenwahnsinnig. Und doch soll Sonnenschein erwähnt sein, da er Talent hat von der Narretei geheilt zu werden. Da klingt aus ihm ein verlorener Ton, eine pessimistische, wenn auch übertriebene Leidstimmung, die etwas verspricht. Vor 20 Jahren waren solche Posen ja beliebt. Heute ist es unter den Lyrikern eher Mode geworden, daß sie sehr bescheiden in der Wahl ihrer Titel auftreten. Sie arbeiten auch mehr an ihrer Form. Sie bilden das strenge Sonett und die schwer zu reimende Terzine. Und es ist ganz leidlich, ganz kultiviert, ganz hübsch, obwohl es nicht groß ist, obwohl die Persönlichkeiten bei der Sorgfalt des Formens viel von ihrem Schmelz verlieren.

Wer das Spiel wagte aus den *Wallfahrten* des Albert Dreyfus /Berlin, Oesterheld/ Gedichte in *Das Jahr*



der Liebe von Edgar Byk /Berlin, Juncker/ oder in *Die hellen Tage* /Berlin, Juncker/ der Grete Wolf zu versetzen und das Wechselgetändel innerhalb der drei Büchlein weiter zu betreiben, der würde den Charakter der Werke kaum ändern. So sehr sind sie Kulturprodukte, unabhängig von Geschlecht, Alter und Nation. Etwas tiefer, etwas inniger ist schon Oskar Erich Meyer in seinen *Liedern des leisen Lebens* /München, Piper/. Dann sind noch zwei Lyriker, die an alte Zeiten anknüpfen, die den Jüngsten wie Mumien erscheinen. Der Politiker Otto Sattler (*Stille und Sturm* /New York, Reltana/), ein Erbe Herweghs, und Schafheitlin, der bald im Byronischen bald im Heinschen bald im Stormschen und Geibelschen Ton *Ariana, Traum der Luft* und *Hebräische Lieder* dichtet /Berlin, Rosenbaum/.

× Romanzen ×  
Bestimmt ist die Romanze nicht mehr eine Kunstform, die sich ins Gemüt verliert, wie die Prosaskizze, die auch irgendeine ungewöhnliche Begebenheit erzählt. Ich habe in einem Aufsatz im *Literarischen Echo* untersucht, warum die Kunstform des Epos, in Reim und Rhythmen uns modernen Menschen nicht mehr recht behagen kann, und die Bedenken, die dort gegen Reimtradition, gegen das Sklaventum des Dichters vor seinen beschränkten Ausdrucksmitteln geäußert wurden, treffen auch auf das kurze Epos, die Ballade oder Romanze zu. In lateinischen Sprachen ist das Wort *Romanse* beliebter. Wir ehren seit Herder und Goethe und Schiller mehr den Ausdruck *Ballade*. Wenn der Ballade ihr erzählender Charakter ein wenig genommen, wenn ihr elegische Elemente zugefügt werden, dann kann sie nahe an das lyrische Gedicht kommen und dessen erfreuliche Wirkung ausüben. Das geschieht in den *Romanzen und Elegien* des Eduard Stucken /Berlin, Reiß/. Da ist ein Zyklus *Triumph des Todes*, und in bunten Rollenliedern, die bald Prinzen bald geistliche Herren bald weltliche Jungfrauen angehen, wird das Thema von der Lebensvergänglichkeit abgespielt. Ottaven formt Stucken und Reime, vielfach verschlungen wie in seinen Dramen. Diese schöne von dem gedulddigen Künstler gebildete Sprache ist ein großer Gewinn. Schwächer scheinen mir manche längerer, eine Episode, ein Greuel oder ein

Wunder erzählenden Balladen in dem Buch. Da verhüllt das Gehäuse nicht ganz die Unwichtigkeit des Stoffes. Da wissen wir, daß Geibel und heute der Freiherr von Münchhausen und sogar der alte Paul Heyse weit mehr fesselnde Gegenstände gesucht und entdeckt haben. Bei diesen Lehrern und auch bei Heine und auch bei dem gewandten Gerhard Seeliger und bei der besten modernen Balladendichterin, bei der Miegel (siehe über sie Schulz *Agnes Miegel* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1904, 1. Band, pag. 448 ff.), ging Friedrich Bolland in die Schule. Sein Sammelband heißt *Aus alten Chroniken und jungen Tagen* /Berlin, Juncker/. Es ist eine große Sprachgeschicklichkeit auf diese Balladen verwandt. Was verschlungene Reime, zarte und polternde Alliterationen an lieblichen und anpathetischen Wirkungen hervorbringen können, das kennt der junge Poet vorzüglich. Und es sind auch ergreifende Schicksale berichtet. Aber wenn all das von einem begabten Mann und nicht von einem Genie ergriffen wird, dann klingt zu oft doch der von Arno Holz ein für allemal denunzierte *Leierkasten*. Deshalb ist es verständlich, daß Armin T. Wegener auf den Gedanken kam *Gedichte in Prosa*, ein Skizzenbuch aus Heimat und Wanderschaft, zu schreiben /Berlin, Fleischel/. Leider sind seine Stoffe zu hausbacken, zu sehr dem Gebiet verwandt, das in gereimter Goldschnittlyrik gepflegt wird. Dann ist der Romanzendichter Albert Rausch, der *Nachklänge, Inschriften, Botschaften* /Berlin, Fleischel/ aussendet. Er steht ganz im Bann der Georgejünger. Doch er ist keiner von den Vasallen, die matt und schwach wurden. Er hat so viel Leben, so viel Feinheit und Fremdes in seiner Seele, daß er zu den lyrischen Sinnen spricht. Und wenn er sich selten der ganz subjektiven Elegie hingibt, wenn er eben versucht die Schicksalsdinge objektiv zu deuten, dann ist bei ihm tiefe Seelenbeziehung zu dem Künstlerischen verspürbar. Ihm gelingen die wenigen schlichten Zeilen:

• Willst Du mich heimgeleiten  
Und immer bei mir sein?  
Willst Du mein Haus bereiten?  
Von meinem Teller essen,  
Von meinem Becher trinken,  
Auf meinem Lager schlafen,  
Dein Vaterland vergessen? •

×

×

**Tendenzromane**

Der Schriftsteller, der mit seinen Romanen die Welt bessern und zum Glück einer goldenen Zukunft erziehen möchte, der gegen Borniertheit von Richtern und Parteien kämpft, ist sicher ein braver Mensch. Doch muß er auch ein starker Künstler sein, um nicht dem trockenen Ton der Predigt zu verfallen, um Menschenschicksale plastisch und sinnlich zu gestalten. Hamsun, Tolstoj, Zola, d'Annunzio, Pontoppidan verstanden das von den Modernsten am besten. Von den Deutschen waren es Schnitzler und Wassermann und schließlich auch Georg Hermann. Alle Erzähler, deren Bücher diesmal vorliegen, erreichen keines der mustergültigen Beispiele. Iwan A. Rodionows Buch *Unser Verbrechen* /Frankfurt, Rütten & Loening/ zeigt die schrecklichen Zerstörungen des Alkohols unter dem russischen Volk. Die Tendenz wird, trotz eines pathetischen Aufgebots an Episoden und Worten, nicht durch Kunstwirklichkeit gestützt. Schon die Titel solcher Bücher haben nichts als eine vernünftig ausgedachte Bedeutung, eine Angriffs- oder eine Abwehrparole. Sie sind Dokumente des Wollens, das die Welt der Phantasie nur mühselig durchdrang. Zurück zur Scholle! /München, G. Müller/ ruft Ewald G. Seeliger. Ein Gutsherr, der früher ein Tunichtgut war, rettet seine verwarhloste Klitsche und wird schließlich das Muster eines gewissenhaften und liberalen Grundherrn. Dazwischen werden auch Verlobung und Hochzeit gefeiert. Das ist rechtschaffen und phantasielos und verlorene Mühe, da Seeliger viel mehr Zeug zum Erzählen besitzt. Das zeigt er gerade in dem phantastischen Roman *Englands Feind, der Herr der Luft* /Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft/. Da hat ein deutscher Ingenieur einen fabelhaften Luftsegler erfunden und einen Riesensprengstoff, der die englischen Kreuzer wie die Seifenblasen in die Luft wirft. Was sich aus solchem Spuk für märchenhafte Begebnisse zugetragen, das erzählt Seeliger sehr fesselnd und frisch. Nach dem dritten Kind ist der Roman von Helene von Mühlau /Berlin, Fleischel/. Die arme Offiziersgattin spricht in ihrem Tagebuch von den Ängsten, die sie zerreißen. Eine Leutnantsfamilie mit 3 Kindern, von denen eins gar verkrüppelt ist, das bedeutet großes, glänzendes Elend. Und dieses Elend wird an der Gattin, an dem Vater, an den Kindern selber mit der Schärfe

gezeichnet, die das Talent der Mühlau bedeutet. Das Buch hat eine feste Tendenz, und es würde eindringlicher geworden sein, wenn die Verfasserin die Kapitel nicht als Tagebuchnotizen sondern als Abschnitte einer objektiven Geschichte aufgezeichnet, wenn sie die große Neutralität bewahrt und jede Reflexion vermieden hätte. Das trifft auch für den Roman der Grete Meisel-Heß *Die Intellektuellen* /Berlin, Oesterheld/ zu. In einen Kreis jüdischer Intellektuellen werden wir zuerst geführt. Ein berühmter Mediziner, ein Philosoph und Schwärmer, eine Frauenrechtlerin. Das ist erst in Wien. Dann folgen in Berlin Kaffeehausliteraten, Freunde des Mutter-schutzes, Anhänger des europäischen Buddhismus. Kurz, es ist eine Welt, die wahrlich nicht an geistiger Armut leidet. Und wer all die schönen Dinge, die im Buch der Meisel-Heß gelehrt und erläutert werden, moralisch und logisch besitzt, der darf stolz sein. Die Art, in der Grete Meisel-Heß die Geschichte der Intellektuellen verknüpft, ist freilich ganz abstrakt. Ihr Gebiet ist die kluge Abhandlung. Diese zu lesen kann für jeden ein Gewinn sein. *Die Verführten* /Berlin, Panverlag/ nennt Hans Hyan seinen Roman. Auch in diesem Titel liegt die Tendenz des Buches verborgen. Das Schuldigwerden Unschuldiger soll an einem ergreifenden Beispiel erläutert werden. Hyan ist der beste Kenner des Berliner Kaschemmen- und Gaunerwesens, der Verbrecher- und Mörderwelt. Er hat viele Skizzen aus dieser Welt geschrieben. Dem gebildeteren Geschmack, der ernsten Kritik konnte seine halbe Kunst nicht stichhalten. Nicht etwa, weil seine Geschichten aus solcher verruchten Unterwelt emporgeholt waren sondern nur, weil Hyan mit sehr schwachen Stilkraften an diese Gegenstände rührt. Was er sich als Gegenständlichkeit, als plastische Wirklichkeit denkt, das ist Nachahmung des Realen, das ist himmelweit entfernt von der ästhetischen Wirkung, die hier allein geprüft wird. Der Ernst des Schriftstellers, der furchtbare Dinge beschreibt, darf ihm nicht bestritten, nur seine künstlerischen Mittel müssen abgelehnt werden. Wenn Rudolf Hans Bartsch in seinem letzten Buch nicht so frisch wie in den *Zwölf aus der Steiermark* ist, wenn auch er kapitellang zur Tendenz und zum Dogma abbiegt, so siegen doch immer wieder der Fabuliertrieb in ihm

und das Dichterherz (*Das deutsche Leid / Leipzig, Staackmann/*). Er mag seinen Roman hundertmal einen *Landschaftsroman* taufen, um einigen Bierbankpolitikern der *Los von Rom*-Bewegung zu gefallen, alles, was er mit jenem Nebentitel will, alles, was er zu dessen Rechtfertigung schreibt, taugt fast nichts. Aber Bartsch schreibt sehr schöne Liebesszenen von einem jungen Menschen und einem alten, die durch Steiermark wandern und dorten von den Mädchen und auch von den Frauen einheimen, was sie zu geben vermögen. Der Roman spielt im Marburgischen an der Drau, dort im Österreichischen, wo slawische und deutsche Bevölkerung tagtäglich sich streiten und verleumdern. Ein junges Musikantenherz, das erst die Liebe bei einem slawischen Wildfang kostet und dann, nach einigen Abschwenkungen, bei einem festen, drallen und ganz blonden deutschen Mädchen endet, nimmt sich diese Rassen- und Völkernot zu Gemüte. Der Mann will die Slawen aufklären und zu der hohen Kultur deutscher Kunst, deutscher Dichtung, deutscher Musik, bekehren. Das ist die schwächere Partie des Buches, die dogmatische politische Partie, die dem Poeten nicht gelungen ist, die er selten über die Klippe des Nebensächlichen, Gleichgültigen hinüberrollt. Aber es ist noch genug Menschentum außer der Volksnot, in dem Buch. Ein Kapellmeister wird da geschildert, der alle Frauenherzen durchmustert und so viel Freude zu spenden gewußt hat, daß er als ein Liebeskünstler hochberühmt geworden ist, gleich dem unsterblichen Casanova. Dieser Liebesmeister nimmt den jungen Schwärmer in die Schule. Dieser Unterricht wäre beinahe sehr gefährlich geworden. Denn der Junge ist auf und dran die Lehren zu gebrauchen, damit er seine blonde, gute, korpulente Ehefrau verläßt und des wunderbaren Kapellmeisters jüngstes, kaum liebe-reifes Töchterlein verführt. Doch der Meister ist es, der dem Schüler Halt zuruft. Das ist sehr innig, sehr artig erzählt. Viele konnten sich darüber wundern, daß in den Büchern Rudolf Hans Bartsch' das Vollendete mit dem Schlechten so sorglos gemischt ist. Aber sie werden doch wohl die Dichterkraft des Mannes loben müssen, dem zu wünschen wäre, daß ihn seine großen Erfolge nicht in all zu fröhliche Nachlässigkeit verführen.

Nicht nur einen engen Kreis sondern

die ganze menschliche Erde möchte Upton Sinclair beseligen. Sein Apostel ist *Samuel der Suchende / Hannover, Sponholz/*, der als Bauernjunge auszieht, um in der Fabrikstadt die Botschaft der Selbstlosigkeit, der Gerechtigkeit, des sozialen Mitleids, der wahren Religion und der aufrichtigen Liebe zu predigen, der die Liebe eines Proletarierkindes findet und die Liebe einer verrückten Milliardärstochter, der trotzdem meuchlings niedergeschlagen wird, als er gegen die Verrottung der Regierenden und Reichen die Stimme erheben mußte. Sinclair hat eine Herzlichkeit, die auch den Personen Leben leiht, die er nur als Verkünder seiner Tendenz erdachte. Er wird kaum mehr den lärmenden Erfolg seines *Sumpfbuches* erreichen, aber er steht doch über den langweiligen Tendenzdichtern, und seine Didaktik erhebt sich oft zu dichterischem Wert.

Der Russe M. Artzibaschew ist nur durch einen Zufall in die europäische Berühmtheit gelangt. Seine Novellen *Der Dämon und Vergeltung / München, Hans Sachs-Verlag/* verdienten es immerhin übersetzt zu werden. Der Russe ist ein guter Psychologe, und er verfiel die Freiheit seiner Landsleute gegen die Reaktion. Seine Novellen sind kühl beobachtete und auch recht unterhaltend aufgeschriebene Kriminalfälle. Der Arzt läßt gegen seine Pflicht und im harten Gewissenskampf den Polizeidirektor sterben, der die Schuld an einem furchtbaren Pogrom trägt. Gegen den grausamen Polizeihund ist die zarte Gattin sehr ergreifend gestellt. Der Anarchist entschlüpft seinen Verfolgern, und er verrät sich am Ende doch, indem er aus seinem letzten Versteck, einer Theaterloge, in die festliche Zuhörerschaft hineinschießt.

Den Weg zu den milderen Instinkten des Menschen, sucht Alfred af Hedenstjerna, dessen Roman *Junge Ehe / Leipzig, Strübig/* einen schönen Blick in schwedische Gesellschaftsverhältnisse erlaubt. Aus einem Kostkind wird eine Gutsbesitzerfrau mit vielen Kindern und einer romantisch, sehr romanhaft erworbenen Erbschaft.

Zu bewußt, zu heftig auf die Allerweltsmeinung vom Künstlertum bauend, erzählt Wilhelm Arminius seine *Künstlernovellen. / Leipzig, Xenienverlag/*

Nachdem Heinrich Ilgenstein sein Buch *Die beiden Hartwangs / Berlin,*

*Concordia* erst nicht in Gang bringen konnte, gerät er doch bald in eine schöne Gefühlsschwärmerei. Und er erzählt, nicht ungeschickt, manchmal nur recht trocken und unbillig, die Geschichte des Krüppelknaben, der sich nach schwerer Drangsal zur Resignation und Heiterkeit erholt. Da der Roman den Pädagogen den Krieg erklärt, da er einige verkannte Genies langsam ins rechte Licht rückt, so erweckt er sehr freundliche Sympathieen.

X  
**Neuauflagen** Am 21. November waren es 100 Jahre, daß Heinrich von Kleist sich und die Vertraute seiner letzten Stunden, Frau Henriette Vogel, erschoss. Der Dichter zählte 35 Jahre, und er vollbrachte mit dem Selbstmord nur die Tat, die er bei sich fast ein Jahrzehnt als notwendig beschlossen hatte. Seitdem dachten Historiker und Mediziner viel über den Kleistischen *Wahnsinn* nach. Sie konnten sich auf ein Goethewort berufen und auf Wielands ängstliche Reden. Und der jüngste Arzt, der das Kleistproblem untersuchte, mußte doch sagen, daß Kleist ganz gesunden Geistes aus der Welt gegangen ist. Sein Wahnsinn ist nur die Tollheit aller Genies gewesen, die von den kleinen Menschen in der Not und im Hunger gelassen werden, die nicht imstande sind, die normalen Lebensbedingungen zu erfüllen. Es sind erst etwa 5 Jahre vergangen, seitdem Erich Schmidt die authentische, gute Kleistausgabe mit seinen Mitarbeitern schuf. Otto Brahm war der Biograph des Dichters gewesen, der solcher Größe am ehesten gewachsen war. Grisebach faßte in seiner Biographie nur das Merkwürdige und schrieb sehr geistreich, aber sehr angreifbar eine unvollständige Kleistausgabe her. Seitdem sind die Stilstudien über Kleist von Fries erschienen, vorzügliche Beobachtungen eines sehr originellen Ästhetikers. Wilhelm Herzog beschäftigte sich mit Kleists Stellung in der gesamten Kulturgeschichte. Wilbrandt schrieb die populäre Kleistbiographie, indem er etwas zaghaft zugestand, daß er den genialen Mann hoch bewundere, doch als einen schwerkranken Herrn ansehe. Der populären Kleistausgabe, die in der *Goldenen Klassikerbibliothek* (Berlin, Bong) erschien, kommt all diese Vorarbeit vorzüglich zugute: Hermann Gilow, Willy Manthey und Wilhelm Waetzold teilten

sich die Arbeit. Sie sind alle drei Fachleute und leiten mit sehr ökonomisch angebrachten Vorreden und Noten die einzelnen der 4 ansehnlichen Bände ein, die zusammen den sehr billigen Preis von 3,50 Mark kosten. Wilbrandts Kleistbiographie, die sehr leicht geschrieben ist, dient als einführender Lebensabriß, und dort, wo Wilbrandt sich irrt, wird er nach den neuesten Forschungen ergänzt. So wird alles getan, um ein populäres Werk von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit zu schaffen. Gerade jüngst haben sich zwei Dramaturgen von ganz verschiedenem Temperament, Paul Lindau und Max Reinhardt, an die Wiedererweckung der *Penthesilea* gemacht (siehe die Rubrik *Bühnenkunst*, in diesem Band, pag. 1505 ff.). Sie mußten es wohl gewittert haben, daß unser modernes Theater von der Kleistschen Seele wieder viel Erregung schöpft und erwartet. Eine weitere willkommene Gabe der *Goldenen Klassikerbibliothek* — deren allgemeine Vorzüge in dieser Rundschau (1911, 2. Band, pag. 799 ff.) bereits gewürdigt sind — stellen die beiden Bände *Homer* dar, die die frühe Übersetzung des Johann Heinrich Voß wiedergeben. Der Herausgeber, Eduard Stemplinger, hat eine historische Einleitung und eine Einführung in die Homerische Welt, ferner Anmerkungen und Namensregister beigegeben. Der alte Vossische *Homer*, den wir alle seit früher Jugend kennen, wird in dem neuen, sauberen Gewand der *Goldenen Klassikerbibliothek* von jung und alt gern aufgenommen werden. Wann aber werden wirklich eine schöne griechische Ausgabe des *Homer* bekommen, ohne lateinischen oder sonst fremdsprachigen Ballast? Sicher ist Karl Emil Franzos keiner von den Schriftstellern, die nach ihrem Tod schon vergessen wurden: Seine Romane und seine novellistischen Studien und seine Teilnahme für die jungen Talente waren so starke Zeugnisse eines bedeutenden Mannes, daß sein Einfluß noch heute nachwirkt. Er hat vor allem die Welt, die mit seinem Wort *Halbasien* getauft wurde, für die deutsche Literatur gewonnen. Sein *Moschko von Parma*, sein *Pojas*, seine Erzählungen *Aus Halbasien* sind warmherzige und klare, plastische Schilderungen von rührender Eindruckskraft. Franzos war ein vorzüglicher Stilist und Psychologe, der Gelehrte vom Rang des Romanisten Ihering, für seine Probleme

gewann. Der Cotta'sche Verlag darf noch immer neue Ausgaben der Französischen Bücher herausbringen, eben auch neben dem andern die 3. Auflage der *Reise nach dem Schicksal*.

Im Jahr 1731 gab Frank von Steigerwald *Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Goetz von Berlichingen* neu heraus. Es war das gleiche Buch, das später der 22jährige Goethe las, und er dichtete hierauf seinen *Goetz*. Die Kraft, die Knorrigkeit den derben Stil und die Aufrichtigkeit dieser Selbstbiographie bewunderte schon Goethe. Das Buch wird jetzt von Engelbert neu gedruckt (München, Langen/).

Eugen Rentsch in München gründete eine Bibliothek *Pandora*, die Oskar Walzel leitet. Aus unseren Klassikern und Romantikern soll das gerettet werden, was nur zu den Kunstsinnen spricht, was keine gelehrten Leser fordert. Karl Blanck stellte so ein Buch *Heine und die Frau* zusammen, das Novellen und Skizzen, Gedichte, Prosa und Briefe Heines enthält: alles, was die Liebe des Dichters angeht. Ein weiterer Band bringt den Marlow'schen *Doktor Faustus* in der Übersetzung Wilhelm Müllers. Man kann der Sammlung, die literarisch so gut beginnt, Erfolg und gleichwertige Fortsetzung wünschen.

Eine Auswahl von Mark Twains Werken ist jetzt in dem Verlag von Hesse & Becker in Leipzig erschienen, auf dessen gute und billige Klassikerausgaben in dieser Zeitschrift wiederholt schon aufmerksam gemacht worden ist. Der amerikanische Humor Twain'scher Färbung kann vielleicht in größeren Mengen von europäischen Nerven nicht leicht ertragen werden. Und doch wird Mark Twain einen in seiner Art und in seinen Grenzen durch bizarren Witz und groteske Übertreibung trefflich unterhalten, manchmal auch ärgern, fast stets belustigen. Die Hessesche Auswahl gibt gute Proben dieser Erzählungsgattung, obgleich man manches bekannte Stück vermisst. Erwähnt sei noch, daß der Einband gegen die früheren Einbände aus diesem Verlag eine erhebliche Verbesserung darstellt. Der Rückentitel sollte zwar bei einem in Fraktur gedruckten Werk nicht in Antiqua sein; auch würde man auf die viele Goldpressung gern Verzicht leisten. Gleichwohl ist mit dieser Art des Einbandes ein unangenehm empfundener Fehler der sonst nur zu lobenden Hesseschen Ausgaben beseitigt worden.

Der Komödiendichter Carlo Gozzi hat am Ende seiner Laufbahn Memoiren geschrieben, in denen er sehr bunte, sehr charakteristische Gesellschaftsbilder vom Venedig des 18. Jahrhunderts entwarf. Das Amüsanteste sind die *Venezianischen Liebesabenteuer* in diesem Buch. Sie ließen sich bequem aus dem Ganzen lösen und von W. Kastner /Leipzig, Zeitler/ verdeutschen.

Das ist recht unterhaltend, erreicht aber niemals die Abenteurerspannung, die Giacomo Casanova mit dem Bericht seiner Flucht aus den Gefängnissen Venedigs hervorrufen konnte. Diese Kriminalnovelle wird schon lange als ein Meisterstück der Weltliteratur bewundert, und sie verdiente es von der umfangreichen Selbstbiographie Casanovas abgesondert zu werden. Christian Kraus besorgte das für den Verlag Borngräber in Berlin, und er erfindet einen etwas bombastischen Titel *Des weltberühmten Liebeskünstlers Giacomo Casanova schmachvolle Gefangenschaft und tollkühne Flucht aus den Bleikammern Venedigs, von ihm selbst erzählt*. Eine Auslese der erotischen Abenteuer Casanovas brachte er dann noch unter dem Titel *Erinnerungen aus galanter Zeit*, mit einer kurzen, treffenden Einleitungscharakteristik von H. H. Ewers. Über die kulturhistorische Bedeutung der Casanovaschen Memoiren ist kürzlich in dieser Zeitschrift das Nötige gesagt worden (siehe die Rubrik *Geschichte*, in diesem Band, pag. 1290). Diese kurze Auswahl soll nur dem leichten literarischen Genuß dienen, und solchem ihr gesetztes Ziel wird sie gerecht. Beigegen sind 5 Zeichnungen des Marquis F. de Bayros, die in den Stil des Buches gut hineinpassen. Bayros hat übrigens unlängst auch eine, gleichfalls von Kraus besorgte, von Ewers eingeleitete und von Borngräber verlegte Ausgabe von Boccaccios *Dekameron* illustriert. Ein Staatsanwalt glaubte das Buch um dieser Zeichnungen willen konfiszieren zu sollen, mußte es aber schließlich wieder freigeben. Der deutsche Staatsanwalt sollte doch endlich aufhören immer wieder mit unzeitgemäßem Eifer seine Hände in Dinge der Kunst zu legen: selbst wenn es sich nicht gerade um erste und ernste Kunst handelt. Ob es notwendig war alle die Gelegenheitsgedichte und Herzensergießungen des Oesterreichers Matthias Leopold Schleifer vom Tod aufzuwecken, erscheint fraglich. Unendlich

fleißig hat sich Dr. Hubert Badstüber dieser Mühe unterzogen /Wien, Konegen/. Schleifer liebte Lenau sehr. Das ist sein bestes Verdienst. Eine Probe seiner einfältigen Poesie:

»Oft schon hab ich, tief betroffen,  
Nachgesonnen, nachgedacht,  
Doch umsonst, ihr Philosophen  
Lehret mich, aus welchen Stoffen,  
Ihr das Menschenherz gemacht.«

× KurzeChronik Den literarischen Nobel-  
preis dieses Jahres hat  
Maurice Maeterlinck erhal-  
ten. Der größte schwedische Dichter,  
August Strindberg, einer von den Größten  
der Welt, ist wieder von den Preisrich-  
tern übergangen worden. × Auf dem  
Münchener Waldfriedhof ist die Asche  
Otto Julius Bierbaums beige-  
setzt worden. Freunde haben dem Dichter  
auch ein bescheidenes Denkmal ge-  
setzt. × Bei S. Fischer erschien *Die alte  
Herrenhofallee* des Gustaf af Geij-  
erstam. Die zarten Landschaftsstim-  
mungen des toten schwedischen Erzählers  
sind hier nicht ganz so vollkommen wie in  
seinen reifsten Büchern. × Sehr innig ge-  
fühlte Stimmungsbilder aus jüdischem  
Leben brachte Wilhelm Münz (*Ein-  
sames Land* /Frankfurt, Kauffmann/). ×  
Ein Trauerspiel *Der Moloch* von Leo  
Birinski /Berlin, Fleischel/ versucht eine  
Psychologie der russischen Revo-  
lution zu geben. × Eine Geschichte  
von Kindern, von ihrer Romantik, von  
ihrer Weltfremdheit erzählt Kurt  
Hahn (*Frau Elses Verheißung* /Mün-  
chen, Langen/). × Nach einer  
melancholischen Statistik sind im Jahr  
1910-1911 rund 60 Millionen Mark in  
deutschen Landen für Schundlitera-  
tur ausgegeben worden. Das bedeutet  
1 Mark für jeden Deutschen.

× Literatur Eine sehr umfangreiche  
Lebensbeschreibung Her-  
weghs hat der Franzose  
Victor Fleury geschrieben. Fleury hat  
viele Jahre für dies Werk gebraucht, das  
jetzt vorliegt (*Le poète George Herwegh*  
/Paris, Cornély/). Er hat viel neues Ma-  
terial hineingearbeitet, so daß man sein  
Buch als die beste Herweghbiographie  
bezeichnen kann. Merkwürdig ist es, daß  
der Franzose trotz seiner Gewissenhaf-  
tigkeit nicht von der Leidenschaft spricht,  
die Herwegh zu Anfang der fünfziger  
Jahre für die Gattin Alexander Herzens  
empfand. Diese Episode hat zu einer  
langen Entfremdung zwischen Georg und  
Emma Herwegh geführt.

## KULTUR

### Kolonisation / Gerhard Hildebrand

**Marokko-**  
**abkommen** In dieser Rundschau ist  
nicht die politische, sondern  
die wirtschaftlich-kulturelle,  
die kolonialisatorische Bedeutung des Ver-  
trags vom 4. November zu behandeln.  
Um die Kolonisation handelt es sich so-  
wohl in Marokko wie am Kongo, und  
aus den kolonialisatorischen Interessen der  
Beteiligten heraus sind die beiden Teile  
des Abkommens allein zu verstehen.

In Marokko wird zunächst einmal Ruhe  
und Ordnung gesichert sowie eine mo-  
derne, finanziell gesunde und wirtschaft-  
lich-kulturell fortschrittliche Verwaltung  
ermöglicht. Dies ist die Grundvoraus-  
setzung aller kolonialisatorischen Arbeit,  
die nach Lage der Verhältnisse nur  
durch ein französisches Protektorat über  
Marokko verwirklicht werden konnte.  
Die Zustimmung Deutschlands zum  
französischen Protektorat wird von  
Frankreich durch zwei verschiedenartige  
Zugeständnisse erkauft: 1. Garantien  
für die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit  
Deutschlands in Marokko auf dem Fuß  
der Gleichberechtigung mit allen anderen  
Ländern, 2. Entschädigung Deutschlands  
am Kongo für den großen politischen  
Machtzuwachs Frankreichs in Nord-  
afrika. Jene Garantien scheinen durch  
das Abkommen so vollständig geschaffen  
worden zu sein wie es auf dem Papier  
nur immer möglich ist. Der zukünftige  
französische Souverain stößt an allen  
Ecken und Enden auf Hindernispara-  
graphen, wenn er nach seiner Gewohn-  
heit die eigenen Landsleute wirtschaft-  
lich bevorzugen will. Dennoch behält  
er natürlich stets einen Vorsprung: Er  
hat seine französischen Beamten, die aus  
den marokkanischen öffentlichen Kassen  
bezahlt werden, aber französische Waren  
kaufen und ein freiwilliges Heer von  
Agenten des französischen Wirtschafts-  
einflusses bilden. Sind ihnen bei der  
Vergebung der öffentlichen Arbeiten  
stark die Flügel beschnitten, so können  
sie doch kraft ihrer autoritativen Stel-  
lung — und die Beamten der glorreichen  
Republik pflegen sehr auf Autorität zu  
halten — die marokkanische Bevölke-  
rung in die französischen Kaufläden hin-  
eintreiben. Dagegen ist auch im Ma-  
rokkoabkommen kein Kraut gewachsen.  
Diesen Einflüssen steht die erfahrungs-  
mäßige Überlegenheit der deutschen,  
britischen usw. Industrie auf dem offe-  
nen Markt gegenüber, die sich nament-  
lich bei zunehmender Bevölkerungsdich-  
tigkeit und wachsender Kaufkraft der

Masse geltend machen wird. Ebenso ist den verwöhnten französischen Staatschützlingen gegenüber auf die viel stärkere Regsamkeit der deutschen Kaufleute zu rechnen, die mit den Paragraphen des Abkommens in der Hand nötigenfalls den sehr wertvollen schiedsgerichtlichen Schutz im vollen Umfang ausnutzen werden. Die französische Regierung hat sich durch das Abkommen so stark verpflichtet und setzt sich bei allen Versuchen seiner Durchlöcherung so vielen Schwierigkeiten, so vielen Niederlagen aus, daß sie von nun ab ihr eigenes Interesse am besten wahr, wenn sie ohne ungebührliche Rücksicht auf das Maß der wirtschaftlichen Vorteile ihrer Landsleute im einzelnen die Hebung der Landeskultur im ganzen zum Ziel ihrer marokkanischen Bestrebungen macht. Entwickelt sie nach dieser Richtung hin ihr Geschick und ihre Energie, dann kann Marokko bald zu einem sehr bedeutenden Faktor im westeuropäischen Wirtschaftsleben werden. An das seltsame Bild der neuen Kameruner Süd- und Südostgrenze wird man sich erst im Lauf der Zeit gewöhnen können. Die Möglichkeit einer Erwerbung von Spanisch Guinea oder eines Teils davon hat für Deutschland, wie die amtliche Denkschrift vom 8. November offen zugibt, bei der Festsetzung eine Rolle gespielt. Die Denkschrift rechnet mit dem Fall, daß wir das spanische Munigebiet erhalten und damit den vollen Besitz des Hafens von Rio Muni, der bei guter Betonung und Befestigung dem Hafen von Duala an Güte mindestens gleichzustellen sei. Aber, ob es lohnt von dort aus eine Bahn durch den schmalen deutschen Südwestzipfel nach dem Hinterland der spanischen Kolonie zu bauen, und ob der Hafen darüber hinaus noch in größerer Ausdehnung nutzbar gemacht werden kann, das sind noch sehr umstrittene Fragen, deren überzeugende Bejahung der deutschen Regierung nicht leicht fallen wird. Weit sicherer als der Gewinn des Stückes von Gabun, das Deutschland erhalten hat, ist der Vorteil, den die aus Mittelkongo herausgeschnittenen Gebiete der deutschen Kolonialwirtschaft bringen. Sie bringen das ganze Sangabecken unter deutsche Kontrolle, ein sehr reiches Kautschukgebiet, das unter einheitlicher Verwaltung noch großer Entwicklung fähig ist. Frankreich hat sich hier nur mit dem Besitz von Wesso einen Zugang zum Wasserweg des Sanga reserviert, um auf diesem Weg

den Norden der ihm verbleibenden Gabun-Mittelkongo-Kolonie erschließen zu können. Das Sangagebiet besitzt allerdings eine sehr unangenehme Zugabe: Es ist im Lauf der letzten Jahre, vom Kongo her, zu einem Schlafkrankheitsherd schlimmsten Grades geworden. Vergeblich hat man deutscherseits die schon bisher größtenteils zu Kamerun gehörigen Nebenstromgebiete des Dscha und des Bumba von unserer bisherigen Südostgrenzstation Molundu aus durch eine scharfe Grenzüberwachung von der Schlafkrankheit freizuhalten gesucht. Diese entsetzliche Seuche spottet vorläufig noch immer aller Abwehrmaßregeln. Hier ist in Zukunft eine Kulturaufgabe ersten Ranges zu leisten: eine Aufgabe, der die Eingeborenen von sich aus völlig hilflos gegenüberstehen, und die nur mit Hilfe europäischer Wissenschaft und unter geordneter europäischer Verwaltung mit der Zeit gelöst werden kann. Ob sich unter diesen Umständen das Sangagebiet in absehbarer Zeit *rentieren* wird, ist um so fraglicher als leider die Privilegien der französischen Ausbeutungsgesellschaften im vollen Umfang mit übernommen werden müssen. Zwar hat Frankreich gerade in diesem Teil Äquatorialafrikas seit 1906 einige Reformen des Konzessionsunwesens durchgeführt, aber die Vorrechte der Gesellschaften sind immer noch so groß, daß ihnen auf 2 Jahrzehnte hinaus schwer beizukommen sein wird. Ein recht wertvoller Teil des deutschen Kolonialzuwachses scheint das Gebiet des Sangaqueellstroms nördlich von Bania zu sein, einschließlich des sich weiter nördlich anschließenden Teils des Oubanguiterritoriums, soweit es an Deutschland gefallen ist. Diese Landesteile bilden geologisch die südöstliche Fortsetzung des Mittelgebirgslandes von Deutsch Adamau. Bania selbst liegt 400 Meter über dem Meeresspiegel, im Norden ist Wada mit 500 Meter angegeben. Dazwischen liegt eine Berglandwelle, die sich auf über 700, 800 und bis zu 1400 Meter erhebt. Hier ist verhältnismäßig gesundes Klima, viel Wasser und dichte Besiedelung. Die deutsche Regierung scheint daher auf diesen Erwerb besondere Erwartungen zu setzen und hat zum Zweck seiner Erschließung jenen zweiten Zugang zum Kongobecken, das heißt hier zum Oubangui, gesichert, der der neuen Ostgrenze den zweiten seltensam aussehenden Zipfel nördlich des Lobai gibt. Hier wird ein Eisenbahnprojekt nicht lange auf sich warten lassen, wenn natürlich auch erst weitere,

sehr genaue Erkundung die genügenden Unterlagen für dessen Verwirklichung schaffen kann. Was Deutschland im weitem Norden zwischen dem 7. und 10. Breitengrad noch gewonnen hat, ist zum Teil von sehr problematischem Wert und in Verbindung mit der Abtretung des *Eutenschnabels* an Frankreich zunächst hauptsächlich als Abrundung zu betrachten. Es ist das von Adamaua her abfallende Bergland und zum Teil noch unbekannt.

Seiner Größe nach rückt Kamerun durch die Gebietsweiterung in die Nachbarschaft von Deutsch Südwestafrika. Sein Handelsumsatz, der 1910 im Gegensatz zu den Vorjahren um 900 000 Mark hinter dem von Deutsch Ostafrika zurückgeblieben ist, wird jetzt leicht mit ihm Schritt halten können, wenn entsprechende Bahnbauten den Verkehr beleben. Die Bevölkerung ist allerdings ziffernmäßig schwächer und steht kulturell zum Teil tiefer.

× **Hinterindien** Es verdient beachtet zu werden, daß in Hinterindien und auf dem malayischen Archipel die Versuche eine Baumwollkultur großen Stils ins Leben zu rufen bisher vollständig fehlgeschlagen sind. Weder in Siam noch auf der malayischen Halbinsel noch in Französisch Indochina noch auf den Philippinen noch auf den holländischen Inseln noch in Britisch Nordborneo sind diese Versuche gelungen. Überallher werden aus diesen Gebieten Mißerfolge berichtet. Auf Java besteht zwar eine alte primitive Baumwollkultur, jedoch hat man sie weder verbessern noch ausdehnen können. Die sehr minderwertige Faser wird nach China ausgeführt. Das ist um so bemerkenswerter als alle diese Gebiete, soweit sie südlich vom 10. Breitengrad liegen, in der Gegenwart einen ungeheuren Aufschwung der Kautschukkultur erleben. Das einzige Land in Südasiens, in dem bisher Kautschuk und Baumwolle neben einander gedeihen, ist die Insel Ceylon. Aber auch dort geht es mit dem Kautschuk wesentlich schneller vorwärts als mit der Baumwolle. Hinterindien scheint danach kein Baumwollland zu sein, obwohl in großen Teilen des tropischen Afrika und Amerika Baumwolle und Kautschuk sehr gut sich vertragen. Die Ursachen für die abweichende Erscheinung in Hinterindien stehen noch nicht zweifelsfrei fest. Allerdings sind die Bedingungen für die Kautschukkultur in

Hinterindien dafür um so besser. Während augenblicklich, bei einem Weltbedarf von etwa 70 000 Tonnen Kautschuk, Brasilien aus seinen Naturbeständen noch mehr als die Hälfte liefert, wird durch die verhältnismäßig wohlfeile Produktion des Kulturkautschuk in Südostasien der sehr steigerungsfähige Bedarf binnen wenigen Jahren mit 90 bis 100 000 Tonnen gedeckt werden können. Die Kautschukausfuhr aus Ceylon betrug 1905 erst 75 Tonnen und ist inzwischen auf 1601 im Jahr 1910 gewachsen. Die malayischen Staaten lieferten 1905 erst 130 und 1910 bereits 6504 Tonnen. Ähnlich geht es in Holländisch Ostindien und Britisch Nordborneo voran. In dem geographisch sich anschließenden Neuguinea verhindern die Bevölkerungsverhältnisse ähnliche Erfolge. Immerhin gab es in Deutsch Neuguinea am Anfang dieses Jahres bereits 763 268 Kautschukbäume, von denen über 200 000 ertragsfähig waren. Man rechnet deshalb mit einem lebhaft wachsenden Kautschukexport.

× **Kurze Chronik** Die Zahl der Plantagenarbeiter in Britisch Nordborneo ist im

Lauf des Jahres 1910 von 10 848 auf 17 594 gestiegen. Von 8648 importierten Kontraktarbeitern waren 6200 Chinesen, der Rest hauptsächlich Javaner. × Rußland hat in den letzten 20 Jahren 30 Baumwollsamenernter erhalten, die jährlich mehr als 250 000 Tonnen Samen vermehren. Abgesehen von den Vereinigten Staaten, die mit 810 Mühlen acht Neuntel der Gesamtzahl haben, steht die russische Samenverarbeitung jetzt an der Spitze. Es folgen Brasilien, England, Peru, China, Ägypten, Deutschland, Mexiko. Im allgemeinen konzentriert sich also die Baumwollindustrie in den Produktionsländern der Rohbaumwolle. × Von der Ausfuhr Brasiliens kamen 1910 auf Kaffee 41, auf Kautschuk 40%; daher der starke Einfluß der Wertschwankungen von Kaffee und Kautschuk auf die brasilianischen Finanzen. × In Verbindung mit dem Bau einer großen Transversalbahn von La Plata nach San Luis an der brasilianischen Grenze (365 englische Meilen) errichtet Uruguay gegenüber Buenos Aires einen neuen großen Hafen Colonia. Es handelt sich um den Anfang einer Kontinentalbahn von La Plata nach Pernambuco, zur Beschleunigung des südamerikanischen Verkehrs mit Europa und den Vereinigten Staaten.